

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis monatlich 50 Pf., Einzelnummer 15 Pf.
Postscheckkonto der Hauptkasse des DMV, Berlin Nr. 138262
Postscheckkonto der Verlagsgesellschaft des DMV, Berlin Nr. 121218

Verantwortlicher Schriftleiter Fritz Kummer
Schriftleitung und Versandstelle Berlin SW68, Alte Jakobstraße 148
Fernsprecher A 7 Dönhoff 6750-6753

Erscheint wöchentlich am Sonnabend
Schriftsätze ohne Freiumschlag werden nicht zurückgesandt
Eingetragen in der Reichspostzeitungsliste

40stündige Arbeitswoche?

Die ersten Vorschläge der Arbeitsbeschaffungs-Kommission

Zweimalhunderttausend Erwerbslose weniger in Deutschland. Jubelnd verkündeten es die Zeitungen am 9. April. Unsre Freude über diesen Rückgang der Arbeitslosigkeit wird gedämpft durch die Tatsache, daß er ja nur eine Folge der jahreszeitlichen Besserung des Arbeitsmarktes ist, die diesmal später einsetzt als sonst und zahlenmäßig gering ist. Nur 4 vH der Arbeitslosen haben bis zum 1. April Beschäftigung gefunden. Wer aber sich damit trösten möchte, es sei doch wenigstens ein Anfang, der bald seine Fortsetzung findet, der wird enttäuscht durch die (von uns bereits in Nr. 15 mitgeteilte) düstere Voraussage des Konjunkturinstituts, daß im Jahre 1931 die Arbeitslosigkeit noch größer, Produktion und Umsatz noch kleiner sein werden als 1930.

Es muß also endlich etwas geschehen. Niemand hat das besser eingesehen, als unsere Regierung, unser Forscher Reichskanzler Brüning, der Diktator, gewohnt mit Notverordnungen alles ins Reine zu bringen. Schon vor Wochen hat er denn auch — na was denn? Eine Notverordnung losgelassen, die die Arbeiterentlassungen verbietet? Bei mindestens drei Monaten Gefängnis? Ach nein, ganz so forsch ist Herr Brüning in diesem Fall nicht vorgegangen. Hier hat er mit einem Mal begriffen, daß ein Mann, und sei er noch so gottbegnadet, nicht alles wissen kann, und hat sich damit begnügt, eine Kommission einzusetzen. Sie führt den wohlklingenden Namen „Arbeitsbeschaffungskommission“ und steht unter dem Vorsitz von Herrn Dr. Brauns. Dieser Herr Dr. Brauns war vor nicht langer Zeit Reichsarbeitsminister. Man sollte also meinen, wenn er wüßte, wie man Arbeit beschafft und die Beschäftigungslosigkeit vermindert, dann hätte er während seiner Amtszeit Gelegenheit genug gehabt, seine Wissenschaft anzuwenden. Da aber unter seiner Ministerschaft die Arbeitslosigkeit gewachsen und gewachsen ist, so wird er wohl auch nicht mehr wissen als die anderen. Wie soll da gerade von ihm die Erleuchtung kommen, sei es auch auf dem Wege über eine Kommission?

Die Lästerei, die so dachten, sind jetzt glatt widerlegt, schwer aufs Maul geschlagen. Herr Dr. Brauns hat mit seiner Kommission gearbeitet, und nun werden uns die ersten Früchte der Arbeit vorgelegt.

Die Kommission hat nicht nur ein Gutachten erstattet, sie macht sogar bestimmte Vorschläge. Wer wollte da noch nörgeln! Allerdings, von Arbeitsbeschaffung ist in den Vorschlägen bis jetzt noch keine Rede. Und darauf waren wir eigentlich am meisten gespannt. Aber seien wir nicht undankbar. Ein Arbeitsbeschaffungsprogramm soll auch bald kommen. Nehmen wir inzwischen vorlieb mit dem jetzt Gebotenen. Es enthält die von uns schon immer geforderte Verkürzung der Arbeitszeit und außerdem Vorschläge wegen der sogenannten Doppelverdiener.

Über die letzteren ist wenig zu sagen. Wir wissen wohl, es macht manchen Arbeitslosen mißmutig, wenn anderwärts Mann und Frau verdienen, oder wenn einer, der eine Rente bezieht, außerdem noch Beschäftigung hat. Aber viel wichtiger würde es uns doch scheinen, man ginge endlich einmal gegen jene „Alleinverdiener“ vor, von denen wir kürzlich eine Probeliste gaben, und die, ohne Mitarbeit der Frau, zwischen 70 000 und 800 000 M jährlich in ihre Taschen stecken. Da würde eher etwas für die Arbeitslosen herauspringen, als wenn man Lehrerinnen auf die Straße setzt, weil sie verheiratet sind. Ob sich jemand eingebildet hat, die Brauns-Kommission werde Vorschläge gegen die Großverdiener ausdenken?

Nun aber das Haupt- und Glanzstück des Vorschlags, die Arbeitszeitverkürzung. Hier geht die Kommission aufs Ganze. Sie schlägt der Regierung vor:

1. In allen öffentlichen Betrieben — auch in solchen, auf die öffentliche Körperschaften maßgeblichen Einfluß haben — sollen lange Arbeitszeiten und Überarbeit unverzüglich beseitigt werden.
2. Bei Erteilung von Aufträgen an Privatfirmen sollen die öffentlichen Körperschaften vertraglich sicherstellen, daß lange Arbeitszeiten und Überarbeit vermieden werden.
3. Die Schlichter sollen bei ihren Schiedssprüchen für kürzere Arbeitszeiten sorgen.
4. Durch ein Gesetz soll die Regierung ermächtigt werden, die Höchstdauer der regelmäßigen Arbeitszeit auf 40 Stunden die Woche herabzusetzen.

Bravo, bravo! Das heißt einmal kräftig gesprochen! Ist das nicht alles, was die Gewerkschaften seit Monaten fordern?

Aber leider, leider! Sobald der erste Freudenrausch verfliegen, sobald wir uns die Tränen der Beglückung aus den Augen wischen und nüchtern weiterlesen, was entdecken wir!

Schon bei dem ersten Punkt, wo die Behörden etc. lange Arbeitszeit und Überarbeit „unverzüglich beseitigen“ sollen, ist eine kleine Klausel dazwischen geschoben: „soweit irgend wie entbehrlich“. Man braucht keinen geschulten Gewerkschafter erst noch klar zu machen, wie diese Klausel alle Blümenträume knickt.

Nun bleibt aber doch noch der prachtvolle Gesetzentwurf: Höchstdauer der Arbeit 40 Stunden die Woche. — Auch da haben wir in der Begeisterung ein paar Kleinigkeiten übersehen.

Erstens soll das Gesetz überhaupt nur gelten „für einzelne Gewerbe- oder Berufe“, und es ist nicht einmal gesagt, für welche. Zweitens „nach Benehmen mit den Beteiligten“. Das heißt auf gut deutsch, die Regierung soll vorher die Unternehmer fragen, ob sie es auch erlauben. Die Antwort kann man sich jetzt schon denken. Drittens soll die Regierung jedesmal prüfen, ob die Verkürzung der Arbeitszeit „technisch und wirtschaftlich möglich“, und weiter, ob sie „nach der Zahl der auf dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehenden Arbeiter durchführbar“ ist.

Genug. Es hieße unsere Leser beleidigen, wollten wir annehmen, sie durchschauten nicht, daß durch diese Wens und Abers alles wieder aufgehoben ist. Allein schon an der Frage, ob es „wirtschaftlich möglich“ sei, scheitert bereits alles. Denn „wirtschaftlich“ heißt in der Sprache der Kapitalisten „ohne den Profit zu schmälern“. Man kann aber nicht den Arbeitern helfen, ohne daß die Kapitalisten von ihrem „angemessenen Profit“ das Geringste hergeben. Man kann nicht den Pelz waschen, ohne ihn naß zu machen.

Und doch kein bloßes Windei. Angefügt sind nämlich noch zwei Bestimmungen, die ausdrücklich die Überschreitung der gesetzlichen Höchstarbeitszeit ermöglichen und den dafür zu zahlenden höheren Lohn dem Arbeiter wegnehmen und der Arbeitslosenversicherung überweisen!

Das ist es, was bisher aus dem Brüten der „Arbeitsbeschaffungskommission“ herausgekommen ist. Wen gelüstet es nun noch zu erfahren, was sie in Sachen der Arbeitsbeschaffung und der — „Reform“ der Arbeitslosenunterstützung vorschlagen wird? Darin sollen nämlich die weiteren Taten der Brauns-Kommission bestehen.

Nationalsozialistische Revolte

Just zu der Zeit, wo die guten Bürger nach Ostereiern suchen oder sich von der Sonne bescheinen lassen, haben die sittlichen Erneuerer Deutschlands begonnen, sich gegenseitig nach Strich und Faden zu vermöbeln. In Berlin besetzte der OSAP Stennes mit treuen Haudegen das nationalsozialistische Hauptquartier und brachte den Eingessenen das Lauffieber bei. Dem darob von der Parteileitung geschickten Vermittler wurden von den rauhen Männern beide Wangen rauh gestreichelt. Nach ein paar Tagen übersiedelte Stennes in ein andres Quartier. Aber da die Nazis bekanntlich nicht nur die Zinsknechtschaft brechen, sondern auch das Privateigentum wegschaffen wollen, so wurde bei dem Wegzug ein Teil der Büroeinrichtung mitgenommen. Durch Gerichtsbeschluß wurde freilich diese Enteignung gleich wieder rückgängig gemacht. Wodurch der Beweis geliefert ist, daß nur die Justiz der „Judenrepublik“ daran schuld ist, daß die Nazis gehindert werden, ihr Programm zu erfüllen.

Das war der Anfang der Revolte. Ihre Fortsetzung ist nicht weniger unterhaltsam. Der edle Führer der Nationalsozialisten, Hitler, hat sofort gezielt eingegriffen. In seinem Blatte wird ganze Seiten lang dem rebellischen Stennes und seinem Anhang in dem lieblichen nationalsozialistischen Ton die Leviten gelesen. Der also Bedachte, der sich nun selbst eine Zeitung geschaffen hat, erwidert in der Weise der rauhen Helden. Wenn sich Ehrenmänner dieses Kalibers streiten, kommt der gewöhnliche Mann auf seine Kosten. Man erfährt da, daß der unvergleichliche Führer Hitler längst schon als die „Primadonna von München“ und auch „Schwein“ benannt wurde; andererseits hört man, daß OSAP Stennes ein alter Sektzecher und Austerlschlenker sei, der in einem Luxusauto von Weinkneipe zu Weinkneipe fahre, seine Lackschuhe aber mit Schafstiefeln vertausche, wenn er vor die Leute der Sturmabteilungen trete. Josef Goebbels gar, der ehrenwerte Führer von Berlin, wird als der „Mephisto der Partei“ und ein „vom Herrgott mit einem Pferdefuß Gezeichneter“ genannt.

Mit diesen paar Proben aus den Zwiesgesprächen der sittlichen Erneuerer Deutschlands soll es sein Bewenden haben. Mit den sprachlichen Lieblichkeiten gehen Ausschlüsse aus der Partei massenhaft einher. Die Ausgeschlossenen tun sich als besondere Partei zusammen, um auf ihre eigne Art die sittliche Erneuerung weiterhin zu betreiben. Die Revolte ist keineswegs auf Berlin beschränkt. In andern Städten und Gegenden ist die gegenseitige Verholzung ebenfalls lustig im Gange. Gleichzeitig werden Klagen vor Gerichten eingeleitet, natürlich tut das jede Seite zu dem Zwecke, um sich von der „verfaulten Justiz der Judenrepublik“ die eigne Ehrenhaftigkeit bescheinigen zu lassen. Demnach stehen der Öffentlichkeit noch etliche Unterhaltlichkeiten bevor.

Über die eigentlichen Ursachen der Revolte gehen die Meinungen noch auseinander. Der Kreis um Stennes behauptet, daß der Verrat Hitlers an den nationalsozialistischen Grundsätzen nicht mehr zu ertragen gewesen sei; Hitler verschlemme die Mittel der Partei in einem luxuriösen Palast, lebe fett wie Gott in Frankreich, während die S.-A.-Leute, die Sturmtruppen, zerrissene Stiefel hätten und glattweg hungerten. Anstatt das Hitler nun endlich zum Kampf für die nationalsozialistischen Grundsätze übergehe, frühstücke er mit Börsenfürsten und fordere strenge Beobachtung der letzten Notverordnung. Für einen derartigen Angstmeier könne man Opfer nicht mehr bringen. Von der Gegenseite wird dem Stennes vorgeworfen, er habe, wie einst Mussolini auf Rom, einen Marsch auf Berlin andrehen wollen, was der reine Wahnsinn sei. Übrigens sei Stennes keine vertrauenswürdige Person; man wisse nicht recht, ob er Polizeihauptmann außer Dienst oder im Dienst sei.

So unterhaltsam nun auch die Katzbalgerei der Nationalsozialisten ist, es darf nicht übersehen werden, daß auf beiden Seiten ganz gleichwertige Ehrenmänner stehen. Die einen wie die andern sind von dem gleichen Haß gegen die Arbeiterschaft beseelt; beide Haufen bilden die Schutzgarde des Kapitals. Der jetzige Streit ist kaum mehr als der Ausdruck dafür, daß Meinungsverschiedenheit darüber besteht, wie am ehesten der Daseinszweck der faschistischen Partei zu erfüllen ist.

Die Nationalsozialistische Partei ist dazu ausersehen, die organisierte Arbeiterschaft zu entzweien und niederzuknüppeln. Darum wurde die Nationalsozialistische Partei mit Sturmabteilungen ausgestattet; darum mußten sie regelmäßige Feldübungen veranstalten; darum sind an ihre Spitze Militärs gestellt; darum wurden die S.-A.-Leute mit Waffen ausgerüstet; darum die ständigen Überfälle auf Arbeiterversammlungen, Sozialisten und Republikaner. Diese vieltausendköpfige Landsknechtschaft kostet eine Unsumme Geld. Die Kapitalisten bezahlen es. Die nämlichen Leute, die sich arm wie Kirchenbettelier stellen, wenn es gilt, den ehrlichen Arbeitern den sauer verdienten Lohn zu kürzen, schmeißen braune Lappen haufenweis für die faschistischen Banden.

Die Revolte kommt den Nährvätern der Faschisten, wie man sich denken kann, höchst unlegen. Wer weiß, ob sie nicht noch tiefer in den Beutel greifen, um die keifenden Haufen zu besänftigen und wieder zu vereinigen. Gute Frühstücke mit inhaltsschwerem amerikanischen Handschlag haben bei Landsknechten noch immer Wunder gewirkt. Wir müßten uns sehr täuschen, wenn das hier nicht auch so gemacht würde. Die Ausgabe müßte eben als „allgemeine Betriebsunkosten“ gebucht werden. Ein neuer Lohnabzug bringt ja alles wieder ein.

Baustoffpreise

17 vH ist der mindeste Betrag, den die Unternehmer den Bauarbeitern vom Lohn wegnehmen wollten; in Berlin sollens 21 vH sein. Ganz so schlimm sind die bisherigen Schiedssprüche nicht ausgefallen. Sie „begnügen“ sich mit einem Lohnraub von etwa 8 bis 12 vH. Aber das kennt man ja nun schon. Das ist allerdings nur der Anfang. Unter dem Vorwand, die Wirtschaft „anzukurbeln“, werden dann die weiteren Lohnraubforderungen und die sie gewährenden Schiedssprüche folgen.

Bereits vor ein paar Wochen (in Nr. 14 der MZ) haben wir darauf hingewiesen, daß das Bauen auch ohne Angriff gegen die Arbeitslöhne „angekurbelt“ werden könnte, weil nämlich die Baumaterialien in der letzten Zeit ganz erheblich billiger geworden sind. Inzwischen sind neuere Tatsachen veröffentlicht worden, die das noch mehr bestätigen und bekräftigen. Nach der amtlichen Statistik (in der Zeitschrift Wirtschaft und Statistik Nr. 2, 1931) sind in der Zeit vom Dezember 1929 bis zum Dezember 1930 die Preise für Zement, Fabrikmarken, um 8 vH, Zement, Syndikatsmarken, um 21 vH, Bauholz um 21 vH, Mauersteine um 30,5 vH gesunken. Man könnte sagen, das sind nur ein paar wirklich herausgegriffene Beispiele; es gibt noch viele andere Baustoffe. Wählen wir deshalb ein vollständigeres Bild. Es kosteten:

	Im Jahresdurchschnitt		Im Dez. 1930	Im Febr. 1931
	1929	1930		
Mauersteine, 1000 St.	35,77	33,—	27,05	27,05 M
Dachziegel, 1000 St.	63,33	63,65	59,85	58,67 M
Kalk, 10 Tonnen	249,—	249,—	249,—	245,90 M
Zement, 10 Tonnen	500,—	477,27	460,—	460,— M
Balken, 1 cbm	88,46	79,38	72,—	67,— M
Kanthalz, 1 cbm	69,66	64,72	58,—	56,— M
Fensterglas, 1 qm	2,05	1,90	1,60	1,60 M
Dachpappe, 100 qm	41,10	44,78	45,—	40,— M

Das ist eine ganze Auswahl verschiedener Baustoffe, es sind auch solche darunter, die gegen 1929 nicht billiger,

Aus dem Inhalt

	Seite
40stündige Arbeitswoche? — Nationalsozialistische Revolte	121
Baustoffpreise — Schieß-Defries in der Krise	122
Die „Nur-Muskelarbeiter“ — Neue Batterie-Empfänger	123
Die Liebe im Erwerbsleben — Das Leben der Marie Szameita	124
Blindfahrer — Streikbrecher wider Willen — Hinaus ins Freie!	125
Tausend Berufe in der Metallindustrie — Die Betriebsräte- wahlen — Vom Vorstand	126
Französischer Brief — Vom Norwegischen Eisen- und Metall- arbeiter-Verband — Auch Dänemark in die Krise hinein- gerissen — Sieben Millionen Arbeitslose in Amerika	127

sondern teurer geworden, und doch ergibt allein die Summe der hier aufgezählten von 1929 bis jetzt einen Preisrückgang um rund 9 vH. In Wahrheit ist er viel größer.

Aber die Arbeitslöhne? Ja, die sind gestiegen, das läßt sich nicht bestreiten. Halten wir uns wieder an die amtliche Statistik, so betrug der Tariflohn eines

gelernten ungelernen Bauarbeiters
1. Januar 1930 140,9 116,1 Pfennige die Stunde
1. Januar 1931 141,0 116,2 Pfennige die Stunde

Auf solch schwindelnde Höhe sind die Tariflöhne der Bauarbeiter emporgeklettert! Um ein volles Zehntel Pfennig mehr die Stunde betragen sie jetzt, was sich in der Woche auf die imposante Zulage von 5 (fünf) Pfennigen auswirkt.

Wieviel das sein mag? Nach amtlicher Schätzung werden in Deutschland jedes Jahr ungefähr 9 Milliarden M fürs Bauen ausgegeben. Der zehnte Teil davon sind 900 Millionen M.

Die Übersetzung des Lebensmittel Einzelhandels

Das Unrationelle der Wirtschaftsentwicklung liegt in der Übersetzung einzelner Teile des Handels. Nach einem Artikel des „MdW“ entfielen 1907 auf je 1000 Einwohner 3,02 Lebensmittel Einzelhandelsbetriebe.

Straßenbenennung nach Gewerkschaftern

Hierzu brachten wir in Nr. 11 eine Notiz, die einen Leser in Hamburg veranlaßt hat, uns die nachstehenden Zeilen zu senden: In Hamburg gibt es einen östlichen Vorort namens „Horn“.

Schieß-Defries in der Krise

Von Julius Fries

Die zum Konzern der Maschinenbau-Unternehmungen AG Duisburg gehörende Maschinenfabrik Schieß-Defries AG in Düsseldorf legt jetzt ihren Abschluß für das am 31. Dezember 1930 abgelaufene Geschäftsjahr vor.

In den drei Werken der Gesellschaft in Düsseldorf, Düsseldorf-Heerdt und Grevenbroich, werden Werkzeugmaschinen für Metallbearbeitung, besonders für Hütten- und Stahlwerke, Eisenbahnwerkstätten, Maschinenfabriken und Schiffswerften, ferner Handhebezeuge, Präzisionswerkzeuge usw. hergestellt.

In dem Zahlenwerk der Erfolgsrechnung ist von diesen Schwierigkeiten und Rückgängen wenig oder nichts zu merken. Der einzige Posten auf der Einnahmeseite der Gewinn- und Verlustrechnung, der sogenannte Rohüberschuß, wird mit 2,84 gegen 2,95 Millionen M das letztmal ausgewiesen.

Die für Abschreibungen aufgewendeten Beträge sind in den letzten Jahren dauernd erhöht worden. 1928 wurden 401 000 M, 1929 schon 435 000 M und diesmal im Krisenjahre gar 470 000 M offen abgeschrieben.

Der Maschinenpark ist im übrigen außerordentlich niedrig bewertet, da die Gesellschaft in ihren drei Werken rund 1000 Werkzeugmaschinen, mehrere Kupolöfen, darunter solche bis zu 15 000 kg Schmelzleistung in der Stunde, zahlreiche Dampf- und Luftdruckhämmer, Krane, Gießereimaschinen usw. besitzt.

2,44 Millionen M fast gleich hoch zu Buch wie im Vorjahre, doch ist der Anteil der Fertigwaren infolge von Absatzschwierigkeiten von 767 000 M auf 998 000 M gestiegen.

Die Höhe der Außenstände hat sich gegen das Vorjahr unwesentlich verändert und wird jetzt mit 3,29 Millionen M ausgewiesen. Geklagt wird im Geschäftsbericht daß der verschärfte Wettbewerb in vielen Fällen weitgehendes Entgegenkommen in den Zahlungsbedingungen erfordere.

Zur teilweisen Finanzierung des Exports mußte im abgelaufenen Geschäftsjahre ein neuer Bankkredit in Höhe von 384 000 M aufgenommen werden, andererseits verminderten sich aber die Hypothekenschulden durch Tilgung um rund 340 000 M, so daß sich bei einer Zusammenfassung der lang- und kurzfristigen Schulden eine Verringerung der Schulden um 210 000 M gegen das Vorjahr ergibt.

Die Gesellschaft ist in das laufende Geschäftsjahr mit einem gegen das Vorjahr um 15 vH verringerten Auftragsbestand eingetreten, der für vier Monate reichlich Im Vorjahre reichste der Auftragsbestand zu Beginn des Jahres für fünf Monate.

Charlottenhütte — Maxhütte — Mitteldeutsche Stahlwerke AG

Die Charlottenhütte hat gemeinsam mit der Eisenwerksgesellschaft Maximilianshütte in Rosenberg (Maxhütte) die Mitteldeutschen Stahlwerke AG erworben und gleichzeitig unter sich einen Gemeinschaftsvertrag abgeschlossen.

Die Verschlechterung der Absatzlage auf dem mitteldeutschen Eisenmarkt hatte bekanntlich die Mitteldeutschen Stahlwerke und die Maxhütte veranlaßt, die Stahlwerkverbandsquote zusammenzulegen, um durch gemeinschaftlichen Verkauf eine bessere Erfassung der aufkommenden Arbeit und zweckmäßigere Verteilung auf die in Riesa und Unterwellenborn gelegenen Werke zu erreichen.

Die Maxhütte hat daher gemeinschaftlich mit der ihr durch Aktienbesitz eng verbundenen Charlottenhütte zum Zweck direkter Einflußnahme auf die Mitteldeutsche Stahlwerke AG vor einiger Zeit Verhandlungen eingeleitet, die zur Übernahme eines großen Betrages Mittelstahllaktien aus dem Besitz der Vereinigten Stahlwerke AG geführt haben.

Die Charlottenhütte und die Maxhütte haben eine Gemeinschaft abgeschlossen. Nach diesem Vertrag gibt die Charlottenhütte den Aktionären der Maxhütte eine Dividende von zwei Dritteln des Dividendsatzes, den sie selbst gewährt.

Das Werk der Maxhütte in Unterwellenborn (Thüringen), das im Laufe der letzten Jahre vollständig neu ausgebaut und vergrößert wurde und jetzt nur mit einem Hofhofen arbeitet, soll Ende Mai oder Anfang Juni wieder in Betrieb genommen werden.

während das Werk in Haldhof mit der Hälfte der normalen Belegschaft auf Stab- und Fassoneisen sowie Bleche arbeitet. Generaldirektor Böhlinger hat weiter erklärt, daß die Produktion von Juli bis Oktober 1930 um mehr als die Hälfte zurückgegangen sei.

Böhlinger, der Vorsitzende des Bayerischen Industriellenverbandes, ist als einer der rücksichtslosesten Unternehmer bekannt. In Bayern hat er in seinen Hüttenwerken mit wiederholten Drohungen der Betriebsschließung und durch Schiedssprüche einen zweimaligen Lohnabbau in einer Gesamthöhe von 9 bis 10 vH durchgesetzt.

Durch diese Zusammenschlüsse schließt sich allmählich der Ring, den der deutsche Stahltrust (Vereinigte Stahlwerke AG) um die gesamte deutsche Industrie legt.

Wartetage beim Krankengeldbezug

Im Falle der Arbeitsunfähigkeit hat der Krankenversicherte Anspruch auf Krankengeld erst vom vierten Tage der Arbeitsunfähigkeit ab. Diese Bestimmung ist schon sehr alt, und nicht erst, wie vielfach angenommen wird, durch die Notverordnung vom 26. Juli 1930 eingeführt worden.

Diese Möglichkeiten zu beseitigen, sind durch die Notverordnung abgeschafft worden. Krankengeld wird jetzt in jedem Falle erst vom dritten Tage der Arbeitsunfähigkeit ab gezahlt.



Technik und Werkstatt



Die „Nur-Muskelarbeiter“ brauchen nur gerade leben zu können

Die Maschine, die „Helferin der Menschheit“, droht zu ihrem Fluch zu werden, wenn ihre Mehrleistung von verantwortungslosen Leuten zu einer unmäßigen Profitsteigerung, nicht aber zum Wohl der Allgemeinheit benutzt wird. Ganze Berufszweige, zum Beispiel die Telefonistinnen, werden durch Maschinen gänzlich ersetzt, ja selbst geistige Arbeit wird durch einige Tasten und Kurbeln erledigt. Wer sie bedient, kann schwierige Rechnungen ausführen, ohne wissen zu brauchen, wieviel 2 x 2 ist. Kein Wunder, daß diese die Erwerbsmöglichkeit bedrohende Wandlung die Gemüter stark bewegt; wichtig ist aber auch, darüber zu wachen, zu welchen Ergebnissen solche Betrachtungen führen.

Da hat ein sicher sehr kluger Mann — er ist Doktor, Professor gar — die Frage untersucht: Wie weit ist Menschenarbeit als Maschinenarbeit zu bewerten, und welche Folgerungen müssen daraus gezogen werden? Seine Ergebnisse sind, wie wir sehen werden, höchst „interessant“. Damit uns nicht etwa Irrtümer unterlaufen, halten wir uns absichtlich recht eng an seine eigenen Worte.

Es gibt, so führt der gelaunte Zeitgenosse aus, fördernd denkende Menschen, das sind jene, die große Gedanken haben, die der Menschheit allein von Nutzen sind; sie werden vom „guten Genius“ geleitet. Zu ihnen gehören die großen Gelehrten, die Forscher, ferner die — Wirtschaftsführer und die Unternehmer. In der zweiten Reihe stehen diejenigen, die die großen Ideen der ersten pflegen und erhalten, die Beamten, Angestellten in Staat, Gemeinde und Industrie; das sind aber, wenn man sie sich näher betrachtet, nicht viel mehr als so eine Art „Gedächtnismaschinen“. Ganz unten aber stehen die Nur-Muskelmenschen, die Wertlosen, Schmarotzer meint er wohl, wenn er von ihnen sagt: Ohne selbst jemals mehr getan zu haben, als sich und ihre Art zu erhalten, haben die Muskelarbeiter den Nutzen der Tätigkeit der fördernden Geistesarbeiter gemerkt. An einer anderen Stelle: Nur die fördernden Geistesarbeiter sind der Werte schaffende Teil des Volkes, die Gedächtnisarbeiter erhalten und verteilen die von den Denkenden geschaffenen Werte, während die Muskelarbeiter sie nur verbrauchen, ohne sie im geringsten zu vermehren.

Und dann kommt der himmlisch-weise Herr zu einem Punkt, der ihm sehr am Herzen liegt, zum Verteilen des Gewinnes. Hierzu sagt er: Bei den Leitern der großen Fabriken und Unternehmungen, die Tausenden von Muskelarbeitern Gelegenheit geben, die zu ihrem und ihrer Familien Unterhalt nötigen Arbeit zu leisten, hat man ein leichtes Mittel, den Lohn für ihre Arbeit abzuschätzen. Er muß um so größer sein, je größer die Zahl der Arbeiter ist, denen sie das Erarbeiten des Lebensunterhaltes ermöglichen. — Der liebenswürdige Herr wird aber noch deutlicher: Nun liefert das Werk, das von einem solchen Kopf geleitet wird, einen bestimmten Ertrag. Dieser muß zwischen dem Leiter, den Mitträgern der Verantwortung und den Muskelarbeitern geteilt werden. Nach einem unabänderlichen Naturgesetz muß diese Teilung so vorgenommen werden, daß diejenigen, die nichts als Muskelarbeiter sind, die auch nicht das geringste Bißchen an Geistesarbeit leisten, nur gerade leben können.

Daß nach diesem „Naturgesetz“ die Leiter großer Unternehmungen sehr viel erhalten, liegt eben in der Größe des Unternehmens. Dieses „Naturgesetz“ der Lohnverteilung ist darin begründet, daß nur die fördernde Geistesarbeit die Besserung der Lebenshaltung des Volkes ermöglicht, während die Muskelarbeiter daran keinen Anteil haben. Der Nur-Muskelarbeiter hat darum nur Anspruch auf eine Lebenshaltung, wie sie die ersten Menschen auf der Erde überhaupt, also vielleicht der Neanderthal-Mensch, besaß. Das, um was seine jetzige Lebenshaltung besser ist, verdankt er ausschließlich der Gutmütigkeit der Geistesarbeiter, die ihm vom Ertrag ihrer Arbeit freiwillig abgeben.

Noch nicht genug, der Weise erkennt noch mehr. Er gibt immerhin zu, daß der Muskelarbeiter das Streben in sich hat, sich und den Seinen ein besseres Dasein zu schaffen. Wer aber versperrt ihm das Ziel? Hier die Antwort: Gehindert wird der allmähliche Aufstieg der Familien durch die Bestrebungen der jetzigen Gewerkschaften, die durch ihre Tarifvorschriften die Menschen zu Maschinen machen. Wie jede Firma ihre Erzeugnisse nach ein und demselben Muster herzustellen sucht, so sollen auch sämtliche Arbeiter nach denselben Vorschriften arbeiten, nach demselben Lohnsatz bezahlt werden. Es soll sich keiner vom anderen unterscheiden, keiner sich vor dem anderen auszeichnen, keiner darf seine besondere Begabung irgendwie zeigen, keiner darf versuchen, seine Familie vorwärtszubringen. Durch diese Bestrebungen der Gewerkschaften, die sich unter mehr oder weniger anderen Namen bis tief in die Kreise der erhaltenden Geistesarbeiter hineinschieben, wird der Mensch zur Maschine erniedrigt.

So, nun wissen wir es ganz genau. Wir tun also am besten und warten, bis uns die gutmütigen Geistesarbeiter, die Menschen der Klasse I, freiwillig etwas davon abgeben, worauf sie nach dem vom Herrn Professor entdeckten „unabänderlichen Naturgesetz“ allein Anspruch haben.

Bei all seinen Geisteskräften wird's dem Herrn aber doch etwas schwül. Er befürchtet, man könnte ihm den Vorwurf machen, er sei unsozial. Dafür soll man ihn aber nicht halten. Sozial, sagt er, heißt heute Erhaltung der Arbeitsscheuen auf Kosten der Arbeitswilligen und Arbeitsfreudigen; es bedeutet Mißachtung des oben angeführten Naturgesetzes, daß vom Ertrag eines Unternehmens die Nur-Muskelarbeiter nur

soviel bekommen sollen, daß sie gerade leben können. Bewahre, unsozial ist es keineswegs, den Handarbeiter unserer „Kulturzeit“ den Urwald als Aufenthalt anzubieten, es ist „naturwissenschaftliche Wahrheit, und die Wahrheit hat sich noch immer durchgesetzt“. Also steht den Handarbeitern ein Urwaldleben bevor, weil sie absolut nicht mehr wert sind.

Diese lichtvollen Ausführungen haben uns Nur-Muskelarbeiter schwer erschüttert. Wir sind dadurch von unserem Unwert überzeugt worden und wollen nicht mehr Schmarotzer der Menschheit sein, zumal es Leute genug gibt, die dazu viel mehr Talent besitzen als wir. Wir werden darum wegziehen, damit diese herrliche Erde, die der Herr Professor und die übrigen der Klasse I allein so herrlich gemacht haben, endlich von uns Almosennehmern frei wird.

Wir wollen auch nicht, daß die Erstklassigen an unser verruchtes Dasein erinnert werden. Deshalb werden wir alles mitnehmen, was unser Nur-Muskelwerk ist. Der Herr Professor und seinesgleichen werden dann vergeblich nach dem Lichtschalter und dem Badezimmer suchen. Sie werden keine asphaltierte Straße vorfinden und auch ihr Automobil wird nicht mehr warten. Sie werden, so leid es uns tut, ein wenig frieren, weil die Heizung eingefroren ist und sie nicht einmal ein Hemd haben, denn wir haben ja alle unsere „wertlose Arbeit“ mitgenommen: alles, was Nur-Händearbeit geschaffen hat aus Stahl und Eisen, Lehm und Erde und Kohle.

Die Erstklassigen werden sich also morgen in einem Zustand befinden, den sie sich wohl nicht vorgestellt haben: als Neanderthal-Mensch in einem wilden Urwald, aber mit allem, was ihr eigenes Werk ist: mit ihren Gedanken und ihrem sonstigen Dreck. Die einen müssen sie dann gegenseitig verzapfen und den andern selbst weggeschaffen. Wir sind jedoch nicht ganz unsozial: Wir lassen den Erstklassigen ihren Füllfederhalter, damit sie schreiben können, wie es ihnen jetzt gefällt, so ganz ohne Handarbeiter, die nicht mehr wert sind, als daß sie gerade leben.

Muskulus.

Neue Batterie-Empfänger

Auf den Funkausstellungen der letzten Jahre war eine dauernd steigende Bevorzugung der Netzempfänger erkennbar. Die Netzempfängergerätes wurden deshalb zu immer besseren Leistungen herangezogen, während man die Entwicklung der Batterieempfänger stark vernachlässigte. So kam es, daß man die leistungsfähigen Batterieempfänger beinahe an fünf Fingern herzählen konnte. Selbstverständlich läßt sich nicht bestreiten, daß zum Beispiel ein Kraftverstärker unmöglich wirtschaftlich aus Batterien betrieben werden kann, so daß in diesem Fall doch immer nur der Ausweg des Netzbetriebes bleibt. Hinzu kommt noch, daß das Publikum dem einheitlichen Ganzen eines Netzempfängers mehr Neigung entgegenbrachte, als den Batteriegeräten mit den getrennten Stromquellen und den vielen Drähten, die zu entwirren manchmal nicht gerade leicht war. Auch bestand sehr leicht die Gefahr einer Vertauschung der Batterieschnüre, wodurch dann unweigerlich die Röhren durchbrannten und naturgemäß auch die Batterien nicht besser wurden. Dies mögen wohl im großen und ganzen die Nachteile der Batteriegeräte gewesen sein, die das Publikum zu den Netzgeräten trieb, welchem Wunsch die Industrie nur allzu gern Rechnung trug.

Bei der Abkehr vom Batterieempfänger hatte man aber nicht bedacht, daß noch nicht einmal 50 vH aller Rundfunkhörer überhaupt an ein Lichtnetz angeschlossen sind. Diese blieben also nach wie vor auf die Batteriegeräte angewiesen. Sie konnten sich also weiter mit ihren „Strippen“ herumärgern, hatten jedoch dafür den Vorteil, daß ihr Empfang nicht durch Netzgeräusche gestört wurde. Dann setzte jedoch die Leistungserhöhung der Sender in allen Ländern ein und es zeigte sich, daß die älteren Geräte den nun an sie zu stellenden Anforderungen in bezug auf Selektivität (Trennung der einzelnen Stationen voneinander) nicht mehr genügen, da wie oben bemerkt, die Entwicklung der Batterieempfänger im Gegensatz zu der der Netzempfänger zurückgeblieben war. So kam es häufig vor, daß selbst in Städten mit eigenem Sender dauernd mindestens ein auswärtiger durchzuhören war.

Neuerdings hat sich deshalb die Industrie wieder um die Entwicklung der Batterieempfänger bemüht und versucht möglichst viele der früher vorhandenen Nachteile dieses Empfängertyps zu beseitigen. Dies ist ihr auch, wie die jetzt herausgekommenen neuen Batterieempfänger verschiedener Firmen zeigen, in hohem Maße gelungen.

Rein äußerlich unterscheiden sich die neuen Batteriegeräte in keiner Weise von den Netzempfängern, da Akkumulator und Anodenbatterie verschwunden sind. Sie haben nämlich im Innern des Gehäuses Platz gefunden. Die Batterien sind nach Öffnung einer Klappe in der Rückseite des Gehäuses leicht zugänglich und können so ohne weiteres erneuert werden. Dabei fällt es angenehm auf, daß auch die vielen Batteriezuführungen verschwunden sind. An ihrer Stelle sind einige Kontaktstreifen aus Blech vorhanden, die — nachdem die Batterien eingeschoben worden sind — ohne weiteres die Verbindungen zwischen den Stromquellen und dem Empfänger herstellen. Dadurch werden also die früher häufig vorgekommenen Vertauschungen der Leitungen vermieden.

Weiter hat man auch die Anzahl der die Verbindungen herstellenden Kontaktstreifen auf ein Mindestmaß gebracht, indem man von den Netzempfängern die Teilung der ganzen Anodenspannung durch Widerstände, die in den Anodenleitungen der einzelnen Röhren liegen, übernahm. Die notwendigen Gittervorspannungen werden im Gerät selbst durch Spannungsabfall an Widerständen erzeugt, so daß auch diese Leitungen in Notfall kamen. Die Anodenbatterie besitzt infolgedessen nur zwei Kontaktstreifen, die mit den im Innern des Gehäuses vorhandenen automatisch verbunden werden. Die Batteriefabriken haben für diese Empfänger besondere Anodenbatterien (Pertrix) und Heizakkumulatoren konstruiert.

Einige der neuen Empfänger haben auch noch den Vorteil mit vielen Netzempfängern gemeinsam, daß sie gleichfalls einen eingebauten Lautsprecher besitzen. Hier stellt also

genau wie bei vielen Netzempfängern, der Empfänger mit den Batterien und dem Lautsprecher ein einheitliches Ganzes dar. Bei ihnen sind also nur noch Antenne und Erde anzuschließen und das Gerät ist empfangsbereit.

Es sei jedoch nochmals erwähnt, daß für Empfänger mit größeren Endröhren (Kraftverstärker usw.) nur der Netzanschluß in Frage kommt. Für die Ansprüche weiterer Kreise der Rundfunkhörer reichen jedoch die mit normalen Röhren bestückten Batterieempfänger vollkommen aus. Dabei haben sie noch den Vorteil der größeren Störungsfreiheit und auf dem flachen Lande den eines gleichmäßigen Empfanges, der beim Netzempfänger in diesem Fall durchaus nicht immer vorhanden ist. Erwähnt sei noch, daß die Leistungen der neuen Batteriegeräte in bezug auf Trennschärfe durchaus der vieler Netzempfänger gleich ist. Die alten Nachteile sind also auch hier beseitigt.

Ing. K. N.

Volumenänderung beim Härten von Stahl

(Nachdruck verboten)

Stahl, der zum Härten auf 800 bis 1300 Grad Celsius erhitzt wird, nimmt bekanntlich an Raum zu. Das wäre an sich bei der Verarbeitung von Stahl weiter nicht störend, wenn diese Volumenveränderungen mit der Umgebung immer gleichen Schritt hielten, d. h. mit Abnahme der Wärme auch wieder zurückgingen. Das ist beim Härten des Stahles aber nicht der Fall, sondern er behält bei der plötzlichen Abkühlung, ohne die der Härteeffekt nicht eintritt, seine in der Hitze angenommene Ausdehnung, so daß gehärteter Stahl auch spezifisch leichter ist, als ungehärteter. Wird der Stahl, nachdem er gehärtet ist, wieder langsam erwärmt, so geht er bei 330 Grad Celsius auf das ursprüngliche Maß zurück, verkleinert also, im Gegensatz zur Glüh Temperatur, mit steigender Wärme seine Ausdehnung.

Bei gewöhnlichen Werkzeugen, bei denen es auf einige Zehntelmillimeter nicht ankommt, werden diese Erscheinungen nicht besonders ins Gewicht fallen. Jedoch bei Präzisionswerkzeugen, die nur eine Toleranz von 0,01 bis 0,02 Millimeter haben dürfen, wird die eingetretene Größenveränderung schon zu unangenehmen Störungen Anlaß geben. Auch bei genauester Beachtung der Ausdehnung wird es nicht immer möglich sein, bei der Herstellung des Werkzeuges aus dem ungehärteten Stahl alle Maße so genau zu treffen, daß die beim Härten eintretenden Volumenveränderungen ausgeglichen werden, um so mehr, als auch diese Schwankungen nicht nach allen Richtungen gleichmäßig sich ausdehnen. Sie erstrecken sich z. B. bei quadratischen, runden oder ähnlichen Querschnitten nur auf die Dicke oder auf die Höhe und Breite, während durch das Härten eine Abnahme der Länge erfolgt. Bei der Fabrikation von Gewindebohrern werden z. B. Verkürzungen bis zu 1 Millimeter auf 500 Millimeter Länge beobachtet.

Hieraus erklärt sich auch die Erscheinung, daß Ring- oder andere Hohlkörper beim Härten enger werden, wenn das Abschrecken sachgemäß ausgeführt wird, d. h. wenn der Härteflüssigkeit im Innern des Hohlkörpers keine Zeit zum Erwärmen gelassen, das Fortschreiten der Abschreckung also nicht verlangsamt wird. Indessen lassen sich hier keine allgemeinen Regeln aufstellen, da die verschiedenen Stahlsorten sich nicht gleichmäßig verhalten.

Im allgemeinen sind bei reinen Kohlenstoffstählen mit höherem Kohlenstoffgehalt, die rasch intensive Härte annehmen, die Volumenvergrößerungen am sichersten festgestellt worden. Dies trifft besonders bei der Verwendung dieser Stähle für Ziehmatrizen zu, welche im Loch beim wiederholten Nachhärten durch die Volumenvergrößerung einschrumpfen und so des öfteren auf das richtige ursprüngliche Maß nachgearbeitet werden können. Es kommen z. B. auch Stähle vor, die sich in allen Richtungen ausdehnen, während andere, wie schon gesagt, sich nur in der Breite ausdehnen, und zwar auf Kosten der Länge, wobei die Raumnahme in der Breite größer ist, als die Raumeinbuße durch die Verkürzung, weil in Gesamtheit eine Raumnahme stattfinden muß. Als Zwischenstufe ist es natürlich möglich, daß der Stahl praktisch nur breiter wird.

Bei Werkzeugen, wie Gewindebohrern, Spiralbohrern u. dgl., ist die Herstellung aus legierten, durchgehärten Stählen zu empfehlen, da hier, trotz der sonst größeren Volumenzunahme, die Längenänderung ziemlich regelmäßig ist, während bei Kohlenstoffstählen bei kleineren und größeren Durchmessern eine Verlängerung stattfindet, während bei mittleren Durchmessern eine Verkürzung zu beobachten ist. Bei den legierten Stählen ist noch zu berücksichtigen, daß beim Anlassen stets eine Verkürzung stattfindet, durch welche, je nach Höhe der verwandten Temperatur, ein Teil der eingetretenen Verlängerung wieder rückgängig gemacht werden kann. Diese bei der Herstellung eines einzelnen Werkstückes nach vorgeschriebenen Maßen eintretenden Momente spielen natürlich bei der Massenfabrikation keine Rolle, da die Werkzeuge zumeist erst, nachdem sie fertiggestellt sind, nach den einzelnen Maßen sortiert werden.

K. Hof

Neue Geräte zum autogenen Schweißen und Schneiden

Auf der Frühjahrsmesse in Leipzig wurde als vollständige Neuheit ein kombiniertes autogen-elektrisches Schweißverfahren vorgeführt, das doppelte Schweißgeschwindigkeit gegenüber der Autogen-Schweißung, beste Beschaffenheit der geschweißten Nähte und beachtenswerte wirtschaftliche Vorteile verspricht. Nach diesem Verfahren werden Flußeisen, Kupfer, Aluminium und andere Stoffe geschweißt.

Bei Autogen-Handscheid-Geräten wird durch eingebautes Tachometer die Schnittgeschwindigkeit jederzeit angezeigt, somit der für jede Materialstärke erforderliche Vorschub bequem kontrolliert und vermittels eines Vorschaltwiderstandes reguliert. Die Betriebskosten werden dadurch wesentlich herabgesetzt, daß der Antriebsmotor gleichzeitig mit dem Schneidmaterial ein- bzw. ausgeschaltet wird. Die Maschine schneidet gerade Schnitte unter Zuhilfenahme einer Leitschiene völlig selbsttätig. Bei unregelmäßigen Krümmungen wird die Maschine von Hand geführt; Kreisschnitte (Radien von mindestens 80 mm aufwärts) werden durch eine besondere Kreisschneidvorrichtung automatisch ausgeführt. Gehrungsschnitte (Stemmkanalschnitte) sind bis zu einem Winkel von 45 Grad zur Materialoberfläche möglich. Der Apparat ist mit einem Universalmotor von 1/100 PS versehen und kann daher an Lichtleitungen jeder Stromart angeschlossen werden.

Eine autogene, von einem österreichischen Werke ausgestellte Schneidmaschine für vollautomatischen Schablونسchnitt, vollautomatisch gesteuerte Gerad-, Winkel- und Kreisschnitte und halbautomatische Handschnitte bearbeitet große Materialstärken. Jede Figur kann mit größter Genauigkeit mit oder ohne Schablone geschnitten werden.

Zum Schneiden unmittelbar nach Zeichnungen mit dem Arbeitsbereich von 420 x 600 mm bei Materialstärken bis zu 100 mm dient eine Autogen-Schneidmaschine, die sich besonders für Einzel- und Kleinserienfertigung in der Industrie und für Klein- und Handwerksbetriebe eignet.

Hth.



Familie und Heim



Die „Liebe“ im Erwerbsleben

Die Ufa-Filmgesellschaft des deutsch-nationalen Herrn Hugenberg zeigt zur Zeit einen Film „Die Privatsekretärin“. In ihm nimmt sich ein junges Mädchen vor, es als Schreibmaschinenfräulein zu etwas zu bringen. Sie ist jung und schön, sie geht nicht den üblichen Weg über das Arbeitsamt, sondern dringt durch einige Schliche zum Personalchef einer Firma vor, der dann, nachdem er mehr die körperlichen als beruflichen Fähigkeiten des Mädchens geprüft hat, es engagiert — mit einem Monatsgehalt von 125 Mark. Schon nach einigen Stunden Arbeit erhält sie die „dringliche“ Einladung ins Bett des Vorgesetzten. Sie überlegt sich die Sache aber noch — man kann ja später noch sehen. Sie tut gut daran; denn am nächsten Tag interessiert sich schon der Generaldirektor für die neue Angestellte. Man sieht, der Aufstieg geht schnell vorstatten. Später wird sie als Privatsekretärin zum „Diktat“ in die Privatwohnung eingeladen und erfährt dort, daß der hohe Chef ihr alles zu Füßen legen möchte, wenn sie ihm „angehören“ will. Nach dem ersten Weigern geht sie auf den Vorschlag ein. Zum Schluß: Großaufnahme mit Kuß — — —

Das Publikum amüsiert sich über diesen Film. Die Kritiker fanden ihn auch nett, und die zuschauenden Angestellten weiblichen Geschlechts träumen des nachts von dem Glück, was auch ihnen hoffentlich bald blühen wird.

Der Film zeigt eine Gesellschaftsordnung, in der man sich die Füße wundlaufen muß, um eine Stellung mit einem Hungerlohn zu erhalten, und man sieht, daß ein junges Mädchen mitunter die Ware Fleisch hinwerfen muß, um die Ware Arbeitskraft los zu werden. Man sieht dies und man schmunzelt behaglich. Kein Protest der Zuschauer regt sich. Niemand ruft pfui! Offenbar empfindet das Publikum nichts von der Schamlosigkeit, mit der hier das herrschende System seine eigne Fäulnis zu einem Lustspiel macht. Es hat kein Gefühl für seine eigne Erniedrigung innerhalb dieser Gesellschaftsordnung. Seine Lage kommt ihm zuweilen schlecht, aber nicht unwürdig vor, und die Wunschträume eines jeden machen sich das Leben der Privatsekretärin im Film zum Vorbild.

Man wird nun sagen, das ist ja alles nur Film. Ja, allerdings, das Leben wird ganz anders sein. Im Film heiratet der Direktor das Mädchen, im Leben hätte das Mädchen ins Bett müssen und nachher zurück an die Schreibmaschine oder raus auf die Straße. Im Film wird alles noch mit etwas Liebe schmackhaft gemacht, im Leben aber fragt der Mann nicht nach Zuneigung und Liebe, sondern will nur die Lust am fraulichen Körper. Der Film zeigt die Unwürdigkeit der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, aber das Leben, die tatsächliche Lage, ist noch weit schmachvoller.

Nicht nur, daß man die Frau als Arbeiter ausbeutet und ihr gegenüber dem Mann, dessen Lohn ja auch schon durch die Ausbeutung auf die möglichst niedrigste Stufe gehalten wird, eine mitunter nur halb so hohen Lohn zahlt, wird die Frau noch als Geschlechtstierchen doppelt ausgenutzt. Die Frau ist vogelfrei. Die vollkommen männlich gerichtete Ordnung gibt dem Mann das Recht über die Frau. Die Frau, deren Einstellung durch ihre Erziehung, durch das Leben in dieser Gesellschaftsordnung bedingt ist, gibt allzuerst der herrschenden Meinung nach und fühlt sich sogar in ihrer unwürdigen Lage sehr wohl. Kein Wunder also, daß die Frauenbefreiung noch so wenig Erfolge gezeitigt hat. Die jahrhundertelange Überlieferung kann nicht so leicht beseitigt werden. Es ist dieselbe Sache wie beim Arbeiter überhaupt: er verbeugt sich gar zu gern vor dem Unternehmer; er steht ihm nicht mit Gleichgültigkeit gegenüber, sondern sein Herz erhebt, wenn der „hohe Herr“ mit ihm spricht. Und sagt er sogar ein „freundliches“ Wort, dann ist großer Jubel im Proletenberzen.

Die Knechtsseele, die lange Tradition steckt auch vielen Arbeitern in den Gliedern. Die Seele der Hörigen aus dem ritterlichen Zeitalter findet eine Wiederholung in der Seele des heutigen Lohnarbeiters. Darüber kann man nicht lächeln,

sondern man muß das Klassenbewußtsein wachrufen. Man muß die neue Einstellung geradezu einimpfen: Ja, ich weiß zwar, daß du Unternehmer bist und reicher bist als ich, aber ich bin Arbeiter bin genau so wichtig in der Wirtschaft als du. Ich bin sogar wichtiger als du, denn auf mir und meinen Kollegen lastet der Hauptteil der Arbeit im Produktionsprozeß. Und einmal wirst du verschwinden müssen, einmal, wenn wir die staatlichen Machtmittel ganz beherrschen, dann wirst du Unternehmer enteignet, und wir, die Arbeiter, treten an deine Stelle.

So beim Proletarier, und bei der Frau im besonderen. Auch die Frau wird über ihre Lage nachdenken müssen. Sie wird erkennen müssen, daß sie von Natur aus dem Mann gleichberechtigt ist, und daß nur die kapitalistische Gesellschaftsordnung ihr eine untergeordnete Rolle zuspricht. Sie wird wissen müssen, daß im Sozialismus ihre Lage als Arbeiterin, als Ehekameradin eine andere, eine menschenwürdigere sein wird. Im Kapitalismus ist die Liebe im Erwerbsleben ein Mittel, um auf geile Vorgesetzte zu wirken, im Sozialismus wird die Liebe das höchste menschliche Erlebnis werden, frei von aller unwürdiger materieller Rücksichtnahme.

Der Schutzmantel als Hebamme

Der unglückliche Vorfall, von dem hier die Rede ist, trug sich kürzlich am hellen Nachmittage in Paris zu.

Eine junge Frau ging über den belebten Platz vor dem Odéon-Theater, als ihr plötzlich etwas sehr Menschliches zustieß. Der Schutzmantel Maurice Charnier, der den Verkehr in dieser Gegend regelte, eilte herbei, stützte die Wankende und erkannte mit dem Scharfsinn des ehemaligen Kriminalbeamten sofort den Stand der Dinge. Die junge Frau wollte Mutter werden; sie mußte es ganz eilig und ohne Umschweife. Der Schutzmantel führte sie in einen Hauseingang und verschloß gut die Tür, während die Neugierigen draußen eine undurchdringliche Mauer bildeten.

Einige dramatische Minuten vergingen. Dann trat der brave Schutzmantel mit strahlendem Gesicht hervor, ein quiekendes Menschenbündel auf dem Arm, rief eine Autodroschke an und fuhr Mutter und neugeborene Tochter ins nächste Krankenhaus. Die Pariser Schutzleute sind mit Recht stolz auf ihren jungen Kollegen, der den Fatalitäten des Berufs gegenüber nicht die Geistesgegenwart verloren hat.

Sinn ist drin ...

In der Dorfschule, in der mehrere Jahrgänge von Schülern zusammengefaßt sind, wird ein Choral geübt, in dem der Satz vorkommt:

Nun ist groß Fried' ohn' Unterlaß,
auf Fehd ist nun zu Ende.

Den Kindern der unteren Klasse ist der Sinn ganz unverständlich. Trotzdem singen zwei Buben tüchtig mit. Der Lehrer stellt sich neben die beiden. Aber was singen die denn?

Nun ist Gottfried ohn' Unterlaß,
Alfred ist schon zu Ende.

Häusliche Kalamität

Herr (zum Nachbarsöhnchen): „Du hast ja ein Schwesterchen bekommen. Freust du dich darüber?“

„Nicht besonders. Ein Bruder wäre mir lieber gewesen. Mit dem hätte ich doch später spielen und raufen können.“

„Nun, vielleicht können deine Eltern das Schwesterchen noch umtauschen gegen einen Jungen.“

„Nein, das geht nicht. Wir haben sie ja schon vier Tage gebraucht.“

Das Leben der Marie Szameitat

Von Josef Maria Frank

Copyright 1896 by „Der Bücherkreis GmbH“, Berlin 1921

Marie hatte das Vieh heimgelacht und war auf der Suche nach der Mutter, der sie noch helfen wollte. Da trat wieder das andere Große, das so fremd erschienen hatte an jenem Abend, als Stabja niedergekommen war, in den Vordergrund.

Marie kam von der Milchkanne. Auch im Stall war die Mutter nicht. Aber Anne glaubte, Marias Mutter bei der großen Scheune gesehen zu haben. Marie eilte dort hin, sah sich in der Scheune um, ging suchend schließlich tiefer hinein auf dem schmalen langen Gang, den die an einem Strick hoch in der Luft hängende Stallterne nur kümmerlich erhellte. Die Mutter war nicht zu finden.

Schon wollte Marie zurück, war schon im Wenden, als ein langsamer sonderbarer Ton sie zurückhielt. Es war, als ob jemand kicherte, leise zischend, zwischen kann geöffneten Zähnen unter den hochgezogenen Lippen. Schnell aufeinanderfolgende kleine, zitternde Lachstöße waren es, ungewöhnlich verlegen und auch herausfordernd. Ein Kichern, das sich nur in dunklen Ecken hervorruft.

Was war das? Und wer konnte das sein? Marie wurde neugierig. Sie trat seitwärts vom Gang, Versank im Heu. Lag gesichert halb im Dunkeln und horchte.

Die Mutter war längst vergessen. Marie hob sich leise, schwankte im Heu, stand und ging wieder einige Schritte dem Finstern entgegen. Hielt sich an der Leiter und lauschte, stand da mit schräg vorgebeugtem Kopf wie ein Hamster im Korn.

Marie lästete sich. Mit der unahörbaren Gewandtheit einer Katze glitt sie über das Heu hinweg, Tief ins Dunkel.

Vorsichtig, um nicht entdeckt zu werden, testete Marie sich näher. Langsam glitt sie über das weiche Flea, das unter den nackten Füßen nachgab. So langte sie schließlich an einer Stelle an, von der sie seitwärts hinunterblickend beobachten und hören konnte, ohne selbst gesehen oder gehört zu werden.

Zuerst erkannte Marie Kraft, den furchtsamen Jungen der Berte. Das war ein übergroßer Bursche von vierzehn Jahren, der „Junge Kraft“, wie man ihn auf dem Gut rief. Er war ein über Raufbold und Herumtrieber, stahl wie ein Rabe, was ihm in die Finger kam, trank heimlich Fusel, den er sich Gott weiß woher nahm, und machte Zigaretten aus dem, die er gewandt hinter dem Herrn oder dem Verwalter herausschneid, vom Boden geschnitten.

Bei ihm waren die Badjereikinder, Schlötter, ein schwächlicher Junge von zwölf, der so häßlich weil ihm die abgelegenen Hosen seines Vaters immer so komisch um die Beine schlötterten. Und Emma, die dicke Emma, ein großes Mädchen von Dreizehn.

Marie schob den Kopf vor. Kraft wurde jetzt leiser, trotzig laut, lachtelte mit den Händen herum und erklärte

wohl etwas. Plötzlich verstand Marie, was Kraft dem kleinen Bujereit erklärte: Was Frau und Mann sind und: Woher die Kinder kommen. Jetzt begriff Marie, warum die sich dafür diesen Winkel ausgesucht hatten.

Marie stieg das Blut zu Kopf. Irgend etwas lähmte. Alles überraschte sie sehr. Fast atemlos — nur in kurzen Pausen schluckte sie schnell Luft — hörte sie dem protzig vorgebrachten Wissen Krafts zu, der jäb abbrach.

Marie schob wieder den Kopf über den Heuballen und sah hinter Kraft stand da vorgebeugt, wie lauernd, drehte sich um und drückte sich hastig an den Kleinen. Der atmete, daß Marie das Pfeifen und Zischen seiner durch die Zähne gestoßen und gesogenen Luft deutlich hören konnte.

Marie erschrak. Kraft hatte wieder angegeschrien, Marie sah wieder hinter. Da schoß der kleine Badjereit hoch, sprang mit einem Satz über den Ballen ins Heu und streifte beinahe Marie und sprang wie in rasender Flucht dem Scheunentor zu.

Kraft und Emma standen nischenstill und hielten die Finger auf die Lippen. Horchten so noch minutenlang, nachdem das Tor zugefallen war, und lösten sich nur langsam und lauernd aus ihrer Starrheit.

Jetzt stand Emma bei Kraft, stupste ihn in die Seite, flüsterte ihm etwas zu, legte ihren Arm um ihn. Kraft drehte sich lachend um. Sein Lachen war heiß und hastig. Jetzt pfliff Emma leise durch die Zähne und stupste Kraft fort. Kraft stieß vorwärts und packte auflachend Emma um den Leib und stolperte mit ihr ins Heu. Da rangen sie miteinander, keuchten und atmeten schwer und stießen ihr gedrosseltes, leiseres Lachen hinaus zu Marie.

Die spring auf und stand eingesetzt. Stierte, als gäbe es kein Heu und keine Scheunenwand, stierte durch alles hindurch. Heißer Schauer krochte schneidend durch Marias Leib, daß sie plötzlich kurz und ausgebrannt ansah.

Die beiden unten stoben auseinander und standen geduckt, jeder in einer anderen Ecke.

Marie sprang zur Seite. Stand so eine Sekunde lang. Und floh dann in rasender Flucht davon.

Das Scheunentor fiel ins Schloß. Mit einem dumpfen Knall Marie stand draußen unter dem weiten Himmel, aus dem verwehend die Sterne stachen. Wie immer. Und doch — so schien es Marie — anders als sonst, höhnisch, tückisch, bohhaft, schlecht.

Marie stand unchlüssig. Erst nach Minuten bedachte sie, daß Kraft und Emma jeden Augenblick aus der Scheune herauskommen mußten. Schnell um drohenden Prügel zu entgehen, lief Marie fort, den Katen zu.

Auf diesem Wege begriff Marie, was sie schon geahnt hatte: Daß es mit den Menschen nicht viel anders sein mußte als mit den Tieren.

Marie sinnierte. Warum hatte das hier so erschrocken? Warum hatte es rot gemacht? Waren die Tiere vielleicht besser als die Menschen? Dachten die Tiere nichts Schlimmes dabei? Marie fand sich nicht zurecht. In ihrem kleinen Kopf wirbelte alles durcheinander, er war ganz dumm vor lauter Grübeln. Marias Augen blickten hilflos ins Dunkel, riefen um Antwort. Niemand kam und gab sie ihr.

So schlief sich Marie, gefesselt und dennoch irgendwie befreit, in die Stube. Keiner beachtete ihr Kommen. Bald ging Marie zu Bett.

Am anderen Morgen sah Marie erstaunt ihren Körper an. Was war mit ihm geschehen? Angstvoll frag sich Marie, ahnungslos und erschrocken. Schon glaubte sie an eine Krankheit oder an gar noch Schlimmeres, an eine Art Strafe für die heimliche Beobachtung des Verbotenen. Schon wollte Marie, zur Mutter flüchtend, ihr alles gestehen, als diese mit einer die Unwichtigkeit des Geschehnisses unterstreichenden Handbewegung aufklärte.

Nur schwer beruhigte sich Marie. Die Mutter, wortarm und beeilt, konnte nur knapp und dürtig ihr das Selbstverständliche der vermeintlichen Krankheit begrifflich machen. Marie durfte einige Tage im Bett bleiben. Da hatte sie Zeit und konnte nachdenken. Sie wußte ja jetzt schon soviel. Sie wußte, nur — begriff sie nicht.

Bald darauf wurde Marie eingesegnet und unter die Jungmädge eingereiht.

Schon sahen die Männer ihr nach, wenn sie über den Hof ging. Sie blieben stehen, wenn sie am Brunnen den gebräunten Nacken und die mit den Jahren dunkler gewordenen Haare wusch, und zwinkerten sich zu: „Noch so zwei, drei Jahre, hä —?“ und nickten verständnisinnig. Marie war nicht mehr zu übersehen.

Im Winter, der hart und schlimm gewesen war, daß selbst die ältesten Leute auf dem Gut die Köpfe bedenklich geschüttelt hatten, in diesem Winter, in dem Not und Elend auch schlimmer gewesen als je in dem dürtigen Leben der doch so unverwöhnten Marie, war sie sechzehn Jahre alt geworden.

Nun war es Sommer, der überreiches Geschenk eines gültigen Gottes war, als wollte er die geschlagenen Menschen, Tiere und Acker trösten über den bösen Winter. Die Wunden, die er geschlagen hatte, waren verheilt. Das Gras auf den Wiesen war dicht und saftig, das Vieh prahlte mit feisten Leibern, glatt glänzendem Fell und trotzens Eutern. Die Kleeschläge waren eine Freude für die Augen, und das Korn stand prächtig, prall und fest und ungebeugt von der Körnerschwere und reife kräftig und ungestört reicher, goldbrauner Ernte entgegen. In den Obstbäumen, die in dieser rauhen Luft sonst ein armseliges Dasein führten, hingen die Früchte dicht, schwer und leuchtend, daß man die Zweige ringsum stützen mußte. Und die Heumähd war wie das seltene Geschenk eines Lotteriegewinnes, überraschend und ungläubhaft und doch wirklich. Die bäuerliche Erde war wie eine herrliche Mutter, deren Leibesfrucht gegebenheit und gesegnet war.

Unter den Zufriedenen und Lachenden ging Marie.

Marie war nicht eine Marjell wie jede andere. Marie unterschied sich von den anderen Jungmädgen, stand berghoch über ihnen, fiel auf. Niemand konnte genau sagen, warum. Doch es war so. Dabei drängte Marie sich keinesfalls vor, sie hielt sich bescheiden im Hintergrund, war nicht so laut und pralerisch wie die anderen. Aber, wenn man sie brauchte, war sie da und — wichtiger noch — flink, anstellig, zuverlässig, ja sogar selbständig.

So kam es, daß Marie manchmal, wenn im Herrenhaus Besuch oder Festlichkeit war, als Aushilfe in der Küche und später gar — Erfolg ihres namentlich dem Herren wohlthuend aufgefundenen Aüßeren — zum Servieren bestellt wurde. Daraus ergab sich wieder, daß Marie manch schönes und unerwartetes Trinkgeld einheimen durfte. Das war etwas, das die anderen Mägdle nicht hatten. Und es war etwas, das vorwärts trieb, Mut machte und so vorwärts half. Marias Ehrgeiz erwachte. Zwar ging sie der Lohnliste nach noch unter den Scherwerkern. Auf dem Hof aber munkelte man schon, daß Marie wohl für Feineres bestimmt sei.

Noch mehr als bisher begann Marie Wert auf ihr Außeres zu legen. Sie hielt sich besser als die anderen. Es wurde ihr auch leichter. Sie konnte die Trinkgelder sparen, aus kleinen Geldstücken wurden so kleine Scheine von denen sie der Mutter nichts sagte. Damit kaufte Marie beim Hausierer kleine Dinge, die große Wirkungen hatten: einmal Strümpfe, dann ein buntes Tuch, dann wieder eine Bluse und einmal sogar Stoff für ein Kleid.

Und immer kleidete es Marie so, daß sie von den anderen abstach und aus der Reihe sprang. So war es in allem. Das hatte sein Gutes, aber auch sein Böses.

Marie konnte besser schreiben, lesen, rechnen als die andern. Wollte man in Hochdeutsch einen Brief oder ähnliches geschrieben oder gelesen haben, so konnte man sich jetzt den langen Weg ins Dorf zum Schulmeister sparen. Marie verstand es ebenso gut und tat es obendrein nur für ein Dankschön.

So kam es, daß Marie mit der Zeit auf dem Gut eine eigenartige Rolle spielte. Man kam zu Marie mit allem möglichem. Und so wußte sie bald von dem das und von diesem jenes, von allen etwas, das aber keiner gern ausgeplaudert wissen wollte. So daß es ihr mit ihren siebzehn Jahren ging wie dem Herrenhaus: Sie wurde respektiert, aber nicht geliebt.

Aus den Burschen machte Marie sich nichts. Sie dachte wohl viel über deren Bemühungen nach und empfand manchmal auch den Reiz, nachzugeben. Aber da war das furchtbare Bild: die Kammer damals mit Stabja. Das hemmte und schreckte ab. Zudem sah Marie täglich Stabjas Kind sich im Hofschmutz herumwälzen. Es war ein Idiot, ein Wasserkopf, taubstumm, verblödet und zu nichts nütze. Sprach man von ihm, dann hieß es: „Eh, der, den hat der Piet ihr im Suff gemacht!“ Und Stabja war seitdem krank und mußte sich allein mit dem Kind abquälen.

Gingen die anderen abends aufs Feld spazieren oder ließen sie sich von den Burschen in das nahe Wäldchen locken, dann saß Marie in der Stube und las die Bücher, die der Schulmeister, den Marie häufig besuchte, ihr gern lieb. Marie erfuhr aus ihnen, daß jenseits des Sees, dem Schienenweg entlang, auf dem täglich zweimal der D-Zug vorüberbrauste, die Welt war, die rätselhaft lockende Welt, die Marie nicht kannte und die herrlich und furchtbar und erlebens- und erstrebenswert sein mußte. Und Marie erkannte, daß diese sagenhafte Welt, so unwirklich und nebensächlich sie auch für die Instleute auf dem Gut sein mochte, doch wirklich und irgendwie hauptsächlich war. Das mußte sie sein, wenn sie auch weit, weit entfernt war.

Dort, woher der D-Zug kam, und dort, wohin er brauste, ohne sich um die Katen am Schienenstrang und um die Instleute in den Katen zu kümmern. Manchmal frag sich Marie, ob diese rätselhafte ferne Welt etwas von ihnen wisse.

Marie hatte Angst vor dieser Welt. Und sehnte sich nach ihr.

(Wird fortgesetzt)

Blindfahrer

„Dichtungen, Kinders, stark übertriebene Dichtungen“, fiel Hegert den Freunden ins Wort, die seit einer Stunde Gelesen über „blinde“ Passagiere zerhackt hatten. „So einem Blinden“, fuhr Hegert fort, „der nichts als Mut und Gerissenheit mit an Bord bringt, dem gehts wie den beiden, die sich bei uns auf dem Condor verstaubt hatten.“

„Na, und wie gings denen?“ erkundigte man sich neugierig. „Verdammt mies“, begann der Erzähler wieder, „und das gleich vom ersten Tage ihres an Bordseins. Das heißt, mir kamen sie erst drei Nächte, nachdem unser Schiff den algerischen Hafen Oran verlassen hatte, in die Quere. Zu dieser Zeit verdöste ich, lang ausgestreckt, den kurzen Freitörn meiner Mitternachtswache auf der Achterluke. Auf einmal huschte jemand an mir vorbei und verschwand in dem Gang, der zum Proviantraum führte. Da dieser verschlossen, dahinter sich auch gar nichts rührte, stand ich auf, um nachzuschauen. Wie ich nun in den stockdunklen Gang einbiege, fährt mir jemand an die Kehle. Ein kurzes, fast lautloses Ringen, dann hatte ich den unbekanntem Gegner zu Boden. „Laß doch, bitte, laß doch, Matrose“, jammerte er und gab, dem Druck meiner Knochen gehorchend, seinen Widerstand auf.“

Wenige Minuten darauf war ich im Bilde. Dieser Gegner war ein vollkommen ausgehungertes Fremdenlegionär, ein zweiundzwanzigjähriger Sachse. Er hatte sich mit seinem gleichaltrigen Kameraden, einem Berliner, in Oran an Bord geschlichen. Und nun konnten sie schon nicht mehr weiter, obgleich ihre Flucht aus der französischen Fremdenlegion viel waghalsiger war, als diese Blindfahrt. Von dem Pech, ausgerechnet zu uns an Bord gekommen zu sein, wußten sie überhaupt noch nicht. Dieses Mißgeschick bestand darin, daß wir auf der Reise nach Hamburg vorher noch einen französischen Hafen anliefen.

Also hieß es den beiden zu helfen, und zwar so, daß kein Mensch an Bord von ihrer Anwesenheit erfuhr. Zunächst versah ich den Sachsen und seinen Kameraden, der noch in dem Rettungsboote hockte, in dem sie sich versteckt hielten, mit einem Stoß Margarinstullen und einer Flasche kaltem Tee. Das reichte für die nächsten vierundzwanzig Stunden. Dann sollten die armen Schlucker besseren Proviant, vor allem ein sicheres Versteck haben.

So weit kam es aber nicht mehr. Als am nächsten Morgen unsere Wache an Deck ablöste, wurden die Rettungsboote überholt und gewaschen. Die vorhergehende Wache hatte auf Steuerbordseite begonnen und das vordere Boot fertig gemacht, wir mußten also bei dem hinteren Boot anfangen. In diesem kampferten die beiden Fremdenlegionäre.

Glücklicherweise herrschte um diese erste Mittagsstunde ziemlich Ruhe auf unserem Frachtewer. Außer dem wachhabenden Offizier und dem Rudergänger auf der Kommandobrücke war nur noch mein Wachtkollege und ich an Deck. Diesen Kollegen schaffte ich mir zunächst für eine Weile, ohne daß er es merkte, vom Leibe. Danach löste ich den Bezug des vorderen Bootes, in das ich die zwei Legionäre vorläufig umquartieren wollte, lüftete dann vorsichtig die eine Ecke des Bezuges ihres Bootes, um ihnen die nötigen Anweisungen zu geben. Kaum daß ich ein Wort sagte, sprangen sie heraus und sausten längs Deck. Der Sachse nach achtern, der Berliner nach vorn, gerade meinem Wachtkollegen in die Arme. Zum Greifen war er aber nicht flink genug. Der Berliner machte blitzschnell kehrt und kam aufs Bootsdeck zurück. Hier faßte ihn der Steuermann, der auf das Hallo meines Kollegen von der Brücke heruntergelaufen war.

Das alles hatte sich innerhalb zwei Minuten abgespielt. Drei Minuten später aber, ehe man meinen Ruf „Mann über Bord!“ vom Achterdeck her Beachtung schenkte. Im Nu war der Steuermann bei mir, ich zeigte ihm einen winzigen Punkt, der weit achteraus im Kielwasser des Schiffes zwischen den kleinen Wellen auf und ab tauchte. Kaum gesehen, jagte der Wachhabende zurück auf die Kommandobrücke und ließ das Schiff beidrehen.

Inzwischen hatte sich auch der Kapitän auf der Brücke eingefunden. Den Bericht des Steuermanns mußte ich über das, was sich auf dem Achterdeck zugetragen hatte, ergänzen. Berichtete also dem Alten, der mit seinem Glase die Wasseroberfläche absuchte, daß ich dem nach Achtern Flüchtenden sofort nachgelaufen sei, dieser, da ich stolperte, den dadurch gewonnenen Vorsprung ausnützte und aufs Poopdeck lief. Als ich einen Moment später dahin kam, war der Mann verschwunden. Gewahre ihn aber gleich darauf ein Stück achteraus im Wasser pattelnd. Die Rettungsringe, die ich sofort hinterherwarf, hat er aber nicht erreicht, da er sich scheinbar nur schlecht über Wasser halten konnte.

Der ich, Kapitän, rief da plötzlich der Steuermann zwischen und deutete auf einen Gegenstand, der in der Nähe des ersten über Bord geworfenen Rettungsgürtels trieb. Der Alte folgte der Richtung mit seinem Glase, setzte es aber gleich darauf mit der Bemerkung ab: „He is abottelt.“ Dieser Gegenstand war nämlich nur das Käppi des Fremdenlegionärs.

Unser Schiff kreuzte dann noch eine Weile in der Nähe der Unglücksstelle. Währenddessen nahmen wir die im Wasser treibenden Gegenstände wieder an Bord. Von dem Sachsen war nichts mehr zu sehen. Nur einen französischen Militärmantel fand man noch. Er lag auf dem Poopdeck, nahe der Reling. Der Berliner identifizierte ihn als Eigentum seines Kameraden.

Dessen tragisches Ende, sicher auch die Angst, in Le Havre der Polizei ausgeliefert zu werden, machten den an Bord verbliebenen Fremdenlegionär immer schwermütiger. Selten, daß er mit jemand sprach. Im Heizraum arbeitete er still vor sich hin, während seiner Freizeit saß er grübelnd in einer Ecke des Logis.

Eines Morgens, als man ihn zur Arbeit wecken wollte, war er verschwunden. blieb es, trotzdem sofort das ganze Schiff abgesehen wurde. Statt seiner fand man einen Brief unter dem Kopfkissen seiner Koje. Das an die Schwester des Unglücklichen gerichtete Schreiben endete mit dem bitteren Trost: „Nun traure bitte nicht, liebe Marie. Wenn Du diesen Brief erhältst, geht es mir besser. Dann bin ich bei unserer seligen Mutter. Das ist besser, als in einem französischen Militärkerker zu Tode gemartert zu werden. Also, leb' wohl. Dein Bruder Willi.“

Damit hatte das arme Bürschchen nur wahrgemacht, was er gleich nach seiner Festnahme dem Kapitän sagte: „Lieber über Bord, als nochmal nach Frankreich.“

Hiermit mußte sich auch die französische Polizei abfinden. Als wir Tags nach dem Verschwinden des Berliner in Le Havre einliefen, durchwühlte sie sofort jeden möglichen und unmöglichen Winkel des Schiffes, fand alles, was sie nichts anging, nur nicht den Fremdenlegionär. Er blieb verschwunden bis —

Während Hegert sein Pfeifchen in Brand setzte, fragte einer der Zuhörer, die der Erzählung mit sichtlicher Teilnahme gefolgt waren: „Was heißt hier „bis“?“

„Daß ihr Dussels seid“, entgegnete der Gefragte lächelnd, „wenn ihr glaubt, daß ich wartete, bis der Berliner sein Vorhaben ausführte. Ich hatte ihn noch am selben Tage, da man ihn erwischte, meinen Plan auseinandergesetzt. Er hat meine Anweisungen befolgt, einschließlich dem Briefschreiben. In dieser Nacht weckte ich den Berliner und brachte ihn zu seinem Leidensgenossen, dem Sachsen. Oder“, unterbrach sich Hegert, „hät ihr es noch nicht kapiert, daß das Oberbordspringen des Sachsen nur gemimt war?“

Selbstverständlich hatte ich das Kerlchen, als ich ihm nach lief, erwischt. Aber ehe er sich versah, stieß ich ihn auf dem Achterdeck in eine Luke, die gerade ein wenig zum Lüften offen stand. Damit begriff er schneller, was ich wollte, als durch lange Erklärungen. Glücklicherweise hatte es niemand bemerkt, obwohl es kurz darauf an Deck lebendig wurde. Eben-

sowenig hat man es gesehen, wie ich gleich darauf das Käppi über Bord warf und später, als schon alles vorüber war, den Militärmantel an die Fundstelle legte. So konnte ich den Sachsen in der darauffolgenden Nacht in aller Seelenruhe umquartieren. Bequem hatten er und sein Kamerad es nicht. Aber um der Freiheit willen hielten sie es aus, bis unser Schiff ostwärts steuernd Calais passierte. In diesem Augenblick meldeten sich die beiden Fremdenlegionäre beim Kapitän zur Arbeit.“ Erwin Kirch.

Streikbrecher wider Willen

Vierzehn Tage hatten wir im Teutoburger Wald ein freies, sorgloses Leben geführt. Aber alles Gute nimmt ein Ende. Unsere Vorräte und das Geld waren aufgebraucht. Fred, der einen Igel gefangen hatte, schlug vor, denselben am Spieß zu braten. Nur Gustls starkem Protest, daß wir doch keine echten Zigeuner seien, verdankte der stachelige Geselle sein Leben. So brachen wir schweren Herzens das Zelt ab und tigerten der Weser zu.

Zwei Tage drauf landeten wir in einem kleinen Städtchen. Nach Bleibe ausschauend, entdeckten wir ein Gut. Albert war der einzige von uns, der aus guter Familie stammte. Sein Vater hatte ein Kolonialwarengeschäft. Von wegen des Dienstes am Kunden hatte der Sohn entsprechende Umgangsformen. Auf Gutshöfen machte er immer den Sprecher.

Auf dem Hof empfing uns ein hemonokelter Herr. Albert schlug die Hacken zusammen, knallte die Hände an die Hosennaht und schnarrte los: „Vier Studenten auf Ferienfahrt bitten den Herrn Baron um ein Nachtquartier.“ „Was studieren die Herren?“ — „Maschinenbau.“ — „Können sicher auch arbeiten?“ fragte er weiter. „Erntearbeiten, nationale Pflicht meine Herren.“ Uns fiel das Herz in die Hosennaht. Arbeiten! Aber es war ja Samstag, und am Montag sieht man weiter. „Können gleich essen, meine Herren.“ Ein Mädchen zeigte uns die Zimmer. „Mir ist schon ganz wabbelig“, brummte Fred. „Wenn der nämlich merkt, wie ich mit Messer und Gabel hantiere, dann kommt der ganze Schwindel raus.“ „Na, so weit geht die Freundschaft bei dem nicht, der futtert nicht mit uns zusammen, und wenn, du Rindvieh, dann sagst du einfach, deine linke Flosse sei verstaucht“, meckerte Gust den Angsthäsen an.

Ausgelernt!

Drei Jahre tat ich meine Pflicht,
Schien mir auch oft die Sonne nicht,
War ich doch stets zufrieden,
Ich hoffte, daß nach all der Müh'
Ein hellerer Tag mir einst erblüh!
Doch was ist mir beschieden?

Mit siebzehn Jahren geh' ich nun
Zum Arbeitsamt. Hab nichts zu tun,
Und warte, warte, warte. —
Wird mir das Schicksal gnädig sein?
Stellt morgen mich ein Meister ein? —
Lang reicht die Stempelkarte.

J. H. E. Battner

Ein Gong rief zum Essen. Freds Angst war umsonst, für uns war besonders gedeckelt. Zwei Tage lang lebten wir herrlich und in Freuden.

Der Montag kam. Morgens um 4 Uhr polterte etwas an die Tür. „Aufstehen, meine Herren.“ Des Verwalters brutale Stimme. Ja verflucht, wir hatten ja nationale Pflichten übernommen. Ein Mädels brachte uns Vesperbrote und eine Kanne Kaffee. Dann gings mit dem Verwalter zur Arbeit. Dieselbe war nicht schwer. Der Verwalter mähte mit einer selbstbindenden Mähmaschine Weizen. Wir stellten die Garben in Mandeln. Nach einiger Zeit fiel uns auf, daß auf den Feldern des Gutes kein Mensch arbeitete.

Zu Mittag gab es wieder gutes Essen. Trotzdem war keiner mehr für die Landwirtschaft begeistert. Fred, der sogar einmal siedeln wollte, jammerte am meisten. Das harte Weizenstroh hatte ihm beide Unterarme elendig zerstoßen. „Wir gehen heimlich fort, das ist 'ne Schinderei!“ meinte er. Die anderen zwei waren derselben Meinung. Nachdem ich ihnen erklärt hatte, daß französischer Abschied für Jugendbewegler schlecht aussehen würde, wollten sie noch einige Tage aushalten. Doch ich war mir klar, daß unsere Gastrolle einen schnellen Abschluß finden würde. Denn manches, was ich in Hof und Ställen sah, gab mir zu denken. Am Abend wollte ich in das Städtchen gehen und mir über das Gut bei den Landarbeitern Auskunft holen.

Meine Vermutungen wurden mir bestätigt. Die Arbeiter des Gutes streikten. Wie lachten sie, als ich ihnen erzählte, daß wir keine Studenten, sondern organisierte Metallarbeiter seien. Der Baron hatte nämlich im Städtchen erzählen lassen, daß wir vier zu einer größeren Abteilung gehörten, die in den nächsten Tagen durch weitere zwanzig Studenten Verstärkung erhalten sollte. Denn er bewilligte nichts, die Arbeit müsse bedingungslos wieder aufgenommen werden. Die Hasenfüße unter den Streikenden waren schon für einen Abbruch des Kampfes. Nur Ludwig, der Vertrauensmann, den ich zufällig auf der Straße getroffen hatte, machte ihnen wieder Mut.

Meinen Tippelbrüdern berichtete ich das Gehörte. Uns wurde nun klar, weshalb wir so gutes Essen bekommen hatten und warum wir in den Gastzimmern schlafen durften. Einstimmig wurde beschlossen, am anderen Morgen dem Baron zu sagen, wer wir seien und abzuhaufen. Ein klein wenig schämten wir uns doch. Streikbrecher! Pfu Teufel!

Bumm, bumm. „Aufstehen, meine Herren.“ Gleich waren wir draußen. Rucksack über. Runter in den Hof. Der Verwalter bekam die Maulsperr. Er begriff gleich. „Da muß ich wohl dem Herrn Bescheid sagen“, meinte er.

Zehn Schritte vor uns klemmte der das Monokel ins Auge und quarte los: „Ah, ah... was ist denn los, meine Herren?“ Wir sind organisierte Arbeiter und lassen uns nicht als Streikbrecher mißbrauchen.“ Klirr, patsch, das Monokel war futsch.

Am Tor empfingen uns die Genossen. Im Triumph zogen wir durch das Städtchen. Eine große Überraschung sollte uns noch werden. Am Ausgang des Städtchens standen die Frauen der Streikenden. Fast jede hatte ein Paket. Ehe wir wußten, was geschah, landeten Brot, Wurst, Schmalz, Obst in unseren Armen. Die Affen konnten den Segen kaum fassen.

Während wir fröhlich in den jungen Morgen marschierten, winkten uns die Genossen. In Hameln bekamen wir eine Karte. Ludwig schrieb: „Der Alte ist ganz klein, er hat alles bewilligt.“ Heini Franka.

Hinaus ins Freie!

In jedem Menschen liegt der uralte Wandertrieb, besonders im Stadtmenschen. Wenn wir am Sonnabend aus den Fabriken und Kontoren mit dem Bewußtsein nach Hause gehen, daß der Sonntag uns gehört, so beelen wir uns und packen rasch unseren Rucksack und fahren mit dem nächsten Zuge oder am Sonntagmorgen in die Natur. Und gerade im Frühling, wenn draußen alles blüht und grünt, ist der Wandertrieb doppelt stark. Wenn wir jetzt hinausgehen in die Natur, dann versenken sich unsere Gedanken in die Größe des Geschehens.

Willst du Menschenkind allein in staubiger Werkstatt, in enger Schreibstube hocken und die schönste Zeit des Jahres vergessen? Nimmermehr, du hättest Schaden davon an Leib und Seele. Hinaus in Luft, Licht und Sonnenschein, soviel und soweit es deine Zeit erlaubt. Da schwinden die Sorgen, die oft so kleinlichen. Da wird der Kopf frei und leicht und voller Zuversicht. Da stößt der Körper die Schlacken des Winters ab und freut sich seines Daseins. Also, hinaus ins Freie. Dieser Ruf sollte für uns als Arbeitende zur Selbstverständlichkeit geworden sein: denn wer möchte zu Hause bleiben, wenn die Natur lockt im Maiengrün oder im Sommerkleid, oder im gelblichen Herbstkleid. Wer möchte ihr dann widerstehen? Keiner von denen, der sich der schönen Stunden erinnert, die er erlebt hat im Kreise seiner Genossen: im tiefen Wald, am rauschenden Bach, auf sonniger Heide und auf Wegen über Täler und Höhen. Er muß hinaus in die Natur, denn wie könnte er auch anders, wenn sie ihn lockt. Und das Schöne für uns ist, daß sich die Fahrtgenossen einander näher kommen, sich fester binden und sich wohler fühlen in unserem Kreis.

Während in den meisten Wandervogelverbänden das Wandern als Selbstzweck in den Vordergrund rückt, kann man ohne Überhebung behaupten, daß das, was uns zum Wandern veranlaßt, seinen Grund tiefer suchen läßt. Für uns soll das Wandern zunächst einmal Anschauungsunterricht sein. Durch unser Wandern wollen wir uns unsere Heimat erwandern mit all ihren erhabenen Schönheiten. Die Welt ist durchaus kein Buch mit sieben Siegeln, sondern mit ihren Steinbrüchen, Wasserläufen, Höhenzügen redet sie eine Sprache, die allerdings nur der versteht, der sich praktisch mit ihr beschäftigt. Durch Vergleiche der geologischen und der botanischen Welt, sowie solche in der Tierwelt bekommt man einen Einblick in die wahre Beschaffenheit des Weltbildes. Allerdings wird manch einer schwer enttäuscht sein von dem, was er sieht. Das, was der oberflächliche Beobachter als stillen Frieden in der Natur sieht, ist nichts anderes als der ununterbrochene Kampf ums Dasein der verschiedenen Lebenswesen untereinander. Schaut die Schmarotzerpflanzen an, wie sie sich von der Mark anderer Pflanzen ernähren und dieselben da, wo sie stark auftreten, zugrunde richten. Seht die gefiederte Tierwelt, die Vier- und Vielfüßler an, wie sie trotz ihres angenehmen Äußeren einen unerbittlichen Kampf gegen die Umwelt und Witterung führen. Überall, wohin man blickt, Kampf, und doch überall Leben und Sieg.

Sollten wir uns nicht an der Natur ein Beispiel nehmen? Ich sage ja. Denn nicht nur der gegenseitige Kampf nach Licht und Luft tobt, sondern wir sehen auch, wie eines auf das andere angewiesen ist. Es ist die gegenseitige Hilfe in der Tier- und Pflanzenwelt, aus der wir lernen können. Aus ihr können wir auch Kraft und Ausdauer für unseren Kampf holen. Schaut den Baum an. Die Bäume in den vordersten Reihen halten Stürme und Winde auf. Sie büßen dadurch meistens ihre Gestalt ein; aber die in ihrem Schutze wachsenden Bäume können um so besser gedeihen und sorgen ihrerseits für eine starke Art und gesunde Fortentwicklung. So ließen sich noch unzählige Beispiele herbeiführen; aber das ist nicht notwendig, denn da mit Worten langweilen, was euch die Natur tausendfältig stündlich vor Augen führt, ist nicht mein Ziel.

Ihr Städter, in euch steckt der alte Wandertrieb. Packt recht oft den Rucksack und zieht hinaus in die Natur. Benützt aber eure Wanderungen nicht nur ausschließlich um euren Körper zu stärken, sondern lernt die Natur lieben und lernen und geht nicht achtlos an all dem Schönen, was euch die Mutter Natur gibt, vorüber.

M. M.

Die Kommission

Ort der Handlung: Schwemme im Münchener Hofbräuhaus.
Geruch: Gut!
Geräusch: Gedämpfter Rhabarber.
Personen: Ein älterer und ein jüngerer Mann.
Der eine wickelt langsam einen kleinen Leberkäse aus, der andere eine Leoner.

„Was hast g'schafft heut?“

„Frag net so saudumm. Stempeln bin i gwen.“

„So. Stempeln.“ (Pause.) „Hast es schon ghört, daß's jetzt aus und gar sein soll mit'm Stempeln?“

„Na, was du net sagst. Von was soll's denn wir leb'n nacha?“

„Lebn? Ja, von der Arbeit natürl.“

„Bal mir aber ka Arbeit net habn?“

„Des wird schon anders jetzt a Kommission wollens machen.“

„A Kommission? Zu was soll des guat sein?“

„Ja weißt, die Kommission, die soll rausbringen, wovon daß des kommt, daß wir allweil stempeln geh'n müssen.“

„Des wissen wir a so. Dazu brauchts ka Kommission net. Weil wir ka Arbeit net habn.“

„Du redst, wie du's verstehst. Die Kommission soll ja grad rauskriagn, daß wir ka Arbeit net habn.“

„So. Des soll die Kommission rauskriagn.“ (Pause.)

„Du hast net den rechten Vastehst. Die Kommission soll ja rauskriagn, wovon daß des kommt, daß wir ka Arbeit net habn.“

„Na, es werd halt ka Arbeit net da sein, moan i.“

„Aber sieghst, des soll ja grad die Kommission schaffen, daß a Arbeit hergeht.“

„So. Die Kommission.“ (Pause.) „Das werst du a net wissen, wer das is, die Kommission?“

„Sell weiß i schon. Mein Zimmerherr hat mir's verzählt. San bloß guate Leut drin in der Kommission. Die, wo a jeder kennt, wie Professoren und Doktors, die wo was verstehn. San alle die Großkopften beieinand, so Stückener zehne, Weisbülder san a dabei. Da werd'n's jetzt beisamm hock'n, und bals firt san, dann habn wir a Arbeit.“

„So. Hast du an Fiduz dazu?“ (Pause.) „San Erwerbslose a dabei?“

„Erwerbslose? Na, da hab i nix davon ghört.“

„Na sieghst es. Erwerbslose wenn's gnommen hätt, dann hätt'n du zehn Leut einen Verdienst ghabt.“

„Sell is richtig. Und kan schlechten net. Und hübsch lang war er a gwen.“

Beide sehen tief in den Maßkrug und schweigen.

(U. Schulz im „Simplfizismus“.)

Wenn zwei das gleiche tun ...

Der Z in Furth i. W. ist ein großer Vogellichhaber. Unter anderen besitzt er auch ein Rotkehlchen, das sich frei in der Wohnung bewegen darf. Das muntere Vögelchen macht dem Mann große Freude, während allerdings seine Frau von diesem kecken Bürschchen weniger erbaut ist, zumal es überall unangenehme Spuren hinterläßt.

Als kürzlich einmal die beiden Ehegatten beim Mittagessen saßen, zog das Rotkehlchen herzu, setzte sich auf den Tellerrand und ließ „was“ in die Suppe fallen. Wortlos fischt der Mann die unerwünschte Einlage wieder heraus und ist seelenruhig weiter. Seine Frau dagegen ist darüber sehr erobst und sagt: „Da siehst ma's wieder, was a so'n Vogelviech für a Recht hat! I hätt d'i bloß hör'n mög'n, wenn i so was gmacht hätt!“



Verbandsleben



Tausend Berufe in der Metallindustrie

Die Berufsgliederung in der Metallindustrie war vor 25 bis 30 Jahren einfach und leicht zu überschauen. Die Zahl der Berufsarten wird man um die Jahrhundertwende auf höchstens vierzig geschätzt haben. Welch ein Wandel ist seitdem hierin eingetreten! In der Berliner Metallindustrie gibt es heute nicht weniger als 685 Berufsarten für männliche und 280 Berufsarten für weibliche Metallarbeiter, insgesamt also 965. Derart ist die Arbeitsteilung innerhalb der Metallindustrie fortgeschritten. Die Vielheit der Berufe kann man am besten am Schaltwerk der Arbeitskraft, bei den Arbeitsämtern studieren. Das Arbeitsamt Berlin-Mitte ist der größte Arbeitsnachweis, den es in der ganzen Welt geben dürfte. Ihm ist auch die Fachabteilung für die Metallindustrie unterstellt. An dem Berufsartenverzeichnis dieser Fachabteilung kann man den Wandel innerhalb der Eisen-, Metall- und Maschinenindustrie gut studieren.

Es gibt 72 Hauptberufsarten, die aber wiederum in viele Nebenberufe zerfallen. Greifen wir einige Berufsgruppen heraus. Früher kannte man nur den Eisendreher schlechthin. Heute unterscheidet man Eisendreher für große, mittlere, kleine Bänke und für Kopfbänke, dann Werkzeugdreher, Gewindekaliberdreher, Hinterdreher, Stanzendreher, Dreher für Werkzeugmaschinen usw. Daneben gibt es Karussell- und Bohrwerksdreher. Bei den Metallreifern gibt es sechs Abweichungen. Ferner unterscheidet man zwölf Arten von Revolverdrehern, meistens nach Art der Bänke. Daneben gibt es noch Schraubendreher, Rundschleifer, Scharf- und Flächenschleifer, dazu gehörige Einrichter für Schnitte, Stanzen, Revolverbänke, Schraubenbänke usw. und zwölf verschiedene Einrichter für Automaten. Kannte man also früher nur wenige Arten von Drehern, so zerfällt diese Tätigkeit heute in etwa 75. Ein Schmied, der früher für die Industrie angenommen war, mußte in der Lage sein, fast alle vorkommenden Arbeiten zu erledigen. Am Arbeitsamt Berlin-Mitte werden 18 Arten von Industrieschmieden festgestellt. Da gibt es beispielsweise sechs verschiedene Schirmeisener, und zwar für Hammerarbeit nach Zeichnung, für Amboßarbeiten, Winkelisen, Werkzeuge, Karosseriebeschläge, Kunstschmiede- und Treibrarbeiten. Dann werden weiter genannt: Hammerführer, Schmiedepressenführer, Gesenkenschmied, Federschnied, Bauschnied, Kumpelschnied, Zusammenbauer usw. Auch die Kesselschmiede, Kupferschmiede, Huf- und Wagenschmiede haben mannigfaltige Berufsabweichungen.

Die Autoindustrie hat eine lange Reihe neuer Berufsarten hervorgerufen. Man unterscheidet neben den Drehern und Maschinenarbeitern 25 Schlosserarten, eingeteilt in Karosserieschlosser, Autoschlosser für Neubau und Reparaturen, Motorschlosser, Fahrradschlosser usw. Dann gibt es ferner Schlosser für Flugzeugmotoren, Bootsmotoren, Rohöl- und Dieselmotoren und was dergleichen Bezeichnungen mehr sind. Das genannte Arbeitsamt vermittelt 34 verschiedene Maschinenschlosser, 16 Arten Werkzeugmaschinenschlosser und 19 Arten Werkzeugmacher. Die Maschinenschlosser unterscheiden sich in solche für Dampfmaschinen, Lokomotiven, Elektromotoren, Elektromaschinen, Brauereimaschinen, Mühlenbau, Apparatebau, Büromaschinen usw. Werkzeugmaschinenschlosser gibt es für den Automatenbau, Hobelmaschinen, Drehbänke, Schleifmaschinen usw. Es ist durchaus einleuchtend, daß die Spezialisierung und Arbeitsteilung im Maschinenbau es dahin gebracht hat, daß ein Maschinenschlosser, der im Lokomotivbau arbeitete, sich durchaus nicht dazu eignet, auch im Büro- oder Nähmaschinenbau verwandt zu werden. Die Arbeitsteilung ist eben so groß geworden, daß ein Arbeiter nicht mehr Hans Dampf in allen Gassen sein kann.

Verschiedene Abweichungen gibt es auch bei den Schweißern, Fräsern, Stoßern, Hoblern usw. Es gibt z. B. Autogenschweißer für Rohrschweißungen, für Metalle (Kupfer, Messing, Bronze), Aluminium, Eisenbleche, Leichtmetalle, ferner Lichtbogenschweißer für allgemeine Arbeiten, Lichtbogenschweißer für schwierige, Überkopf-, Spannungs- und Lichtschweißungen, Punktschweißer und dergleichen mehr. Die Elektrizitätsindustrie hat Dutzende von Berufen entstehen lassen. Elektronenteile gibt es 16 verschiedene allein für Starkstrom und 7 Abweichungen für Schwachstrom. Der alterwürdige Beruf der Graveure weist beim Arbeitsamt Berlin-Mitte 15 verschiedene Arten auf. Ferner gibt es 5 verschiedene Zisklere, 10 Zigarettenmaschinenführer, 30 Arten von Kabelarbeitern und 21 Arten bei den Walzwerkarbeitern.

Die 685 Berufsarten, die im Verzeichnis des genannten Arbeitsamts vermerkt sind, geben aber noch nicht vollständig alle Berufe wieder. Daneben werden in der Metallindustrie große Massen weiblicher Arbeitskräfte beschäftigt. Wenn sich die Berufsgliederung der weiblichen Arbeitskräfte auch derjenigen der Männer angleicht, so gibt es doch hier welche, die bei den männlichen Arbeitskräften nicht zu finden sind. Wenn man vor 30 Jahren jemand gefragt hätte, ob er wisse was eine Socklerin sei, oder eine Presserin, eine Gestellmacherin, eine Fixiererin, eine Runderin, eine Glätterin, eine Kalkerin, Glänzerin, eine Fertigmacherin, eine Kitterin, eine Bänderin, eine Abgräterin, dann würde er bestimmt eine Antwort verlegen gewesen sein. Und doch sind diese Berufe alle bei den Metallarbeiterinnen zu finden. Bei den 280 Berufsarten der weiblichen Arbeitskräfte in der Metallindustrie gibt es viele, die nur mit der Verwendung der weiblichen Arbeitskraft entstehen konnten. Man ist heute in verschiedenen

Industriezweigen der Metallindustrie davon überzeugt, daß einzelne feine Arbeiten nur von den leichten Händen der Frau erledigt werden können.

Ein kunterbuntes Bild von Berufen und Sparten weist die Metallindustrie von heute auf. Daraus kann man ersehen, in welchem schnellem Tempo die Art der Arbeit wechselt und die Arbeitsverrichtungen, die früher von einer Person oder einer Gruppe erledigt wurden, heute in vielen Teilrichtungen zerlegt sind. Rationalisierung, Typisierung, Arbeitsteilung sind das Kennzeichen der modernen Entwicklung. Die tausend verschiedenen Berufsarten innerhalb der Metallindustrie sind ein Anzeichen dafür, wie weit diese Entwicklung fortgeschritten ist.

Endlich erschienen

Das Protokoll vom 19. Verbandstag

Es ist nun, nach sieben Monaten, zur Ausgabe gekommen. Doch scheint, als ob es nur für die besser entlohnerten Mitglieder bestimmt wäre, denn die andern werden wohl kaum 2 M aufzuwenden vermögen, um in den Besitz eines so aufschlußreichen Protokolls zu gelangen. Der Vorstand oder der Verbandstag hätte veranlassen sollen, daß auch eine billigere Auflage herausgegeben wird. In dieser kritischen Zeit ist es besonders geboten, daß es auch dem gleichgültigsten Verbandsmitglied erleichtert wird, sich um den Zustand und das Bestreben seiner Organisation an der Quelle zu unterrichten.

Nach dem Protokoll (Seite 240) sagte unser Redakteur, Kollege Kummer, in seinem Schlußwort: „Nun meinte der Kollege Schulenburg, ob denn die Zeitung noch das Organ des Vorstandes sei. Wessen Organ die Zeitung ist, steht an ihrem Kopfe. Dort steht zu lesen: Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes. Sie ist selbstverständlich auch das Blatt des Vorstandes wie der Schriftleitung; aber auch das jedes einzelnen Mitgliedes. Jedes Mitglied hat das Recht, seine Meinung zu sagen. Besonders die Mitglieder haben ein Recht, daß ihre Meinung zum Ausdruck kommt, denn wir wollen einen mit-tätigen Mitgliederkreis; wir wollen, daß unsere Mitglieder nicht nur Hörer des Wortes von oben sind, sondern auch Täter des Wortes von unten. Das ist funktionelle Demokratie, oder wenigstens die Erziehung dazu. Die Metallarbeiter-Zeitung hat eine ganz gewaltige erzieherische Aufgabe, der sie gerecht zu werden hat...“

Diese Worte sollten besonders die gewöhnlichen Mitglieder beherzigen, nämlich: Nicht bloß Hörer des Wortes von oben, sondern Täter des Wortes von unten! Hierauf kommt es an. Jedem Mitgliede das freie Wort. Selbstverständlich muß sich alles Reden, Handeln und die Mitarbeit in den Bahnen der Kollegialität vollziehen. Hierfür kann gerade dieses Verbandstags-Protokoll ein gutes Propagandamittel sein, sofern es in die Hand möglichst vieler Mitglieder kommt. Darum sollte es verbilligt werden, damit es vielen Mitgliedern zugänglich wird.

Auf diesem Verbandstag haben wir vom Deutschen Metallarbeiter-Verband viel Lob von den ausländischen Vertretern gehört. Kollege Ilg, der Sekretär unserer Internationale, zum Beispiel beglückwünschte uns zu dem neuen, eindrucksvollen Verbandshaus, das die Entwicklung wie die Kraft des DMV widerspiegeln... Ilg folgten noch mehrere Redner, die die wunderbare Entfaltung des DMV in hohen Tönen preis. Jedem von Ihnen dankt der Verbandstag durch lebhaften Beifall.

Im zweiten Teil der Verhandlungen erfährt allerdings der Hochgang der Gefühle erhebliche Dämpfung. Von altem Reichtum, Macht und Herrlichkeit will der Kassier Schäfer nichts wissen; er gibt sich als Vertreter der Armen und stellt sich wie ein Oberab vor das Allerbestigste, vor den Geldschrank. Das macht der Kassier just als einige Redner für die Anträge eintreten, die auf Erhöhung der Unterstützungen hinauslaufen. Sie kommen damit bei unserem Finanzverwalter schon an: „Ich möchte“, so äußerte er (Seite 218), „bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen, daß es ganz unmöglich ist, auch nur einem einzigen Antrag, der eine finanzielle Mehrbelastung für die Kasse zur Folge hat, zuzustimmen.“ Der Verbandstag stellte sich auf den Standpunkt des Schutzheerz vom Kassenschrank. Die berechtigten Anträge fanden keine weitere Beachtung.

Wie die Kollegen aus Nr. 11 der Metallarbeiter-Zeitung ersuchen haben, hat ja durch die Beschlüsse des Finanzrates des DMV eine Änderung eines Teiles der Unterstützungsätze stattgefunden. Die nächste Zukunft wird womöglich zwingen, uns noch in manch anderer Richtung umzustellen. Für heute sei nur kurz auf die Stellungnahme des Vorstandes oder des Verbandstages zur Parteifrage verwiesen. Der 14. September dürfte eine beachtenswerte Lehre für die gesamten Gewerkschaftsvertreter gebracht haben. Es wäre an der Zeit, den Mitgliedern eingehender in ihrer Presse mehr Aufklärung zu geben, welches vom gewerkschaftlichen Standpunkt das „kleinere Übel“ von den Arbeiterparteien ist. L. R., Hannover.

Die Betriebsrätewahlen

Nie wurden die Betriebsrätewahlen mit solcher Hartnäckigkeit geführt als in diesem Jahr. Zeigte sich doch diesmal die Zersplitterung der Arbeiterschaft im hellsten Licht. Neben den freien, christlichen und Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften traten die Gegner der modernen Gewerkschaftsbewegung mit einer Schärfe auf, wie dies noch niemals der Fall war. Die RGO-Leute bildeten den Stoßtrupp der Kommunisten. Sie versuchten in sehr vielen Industrien selbst mit den übelsten Mitteln Mißläufer zu machen. Daneben wurden aber auch andere, früher unbekannte Listen eingereicht. Die Nationalsozialisten waren in diesem Jahre zum erstenmal bei den Betriebsrätewahlen zu finden. Sie haben zwar keine großen Eroberungen gemacht, aber die Tatsache, daß sie überhaupt Stimmen bekamen, beweist, wie traurig es noch um die Einsicht der Arbeiterschaft bestellt ist. Die sogenannten Wirtschaftsfriedlichen (Gelben) erschienen in der Großindustrie unter den verschiedenartigsten Bezeichnungen. Es ist bedauerlich, daß diese Elemente teilweise Fortschritte, so zum Beispiel im Ruhrbergbau, zu verzeichnen hatten. Neben dieser Vielzahl von Listen gab es hier und da auch eine Liste — unorganisierter Arbeiter. Diese Zeitgenossen, die nie zu Opfern bereit sind und nie dazu beigetragen haben, daß die Arbeiterschaft einen größeren Anteil an Produktionsertrag erhält,

Vom Vorstand

Telegrammschrift: Metallvorstand Berlin
Fernsprecher: Dönhoff 6750 - 6753

Mit Sonntag, dem 19. April, ist der 17. Wochenbeitrag für die Zeit vom 19. April bis 25. April 1931 fällig.

Häufig werden Anfragen einzelner Mitglieder an den Vorstand gerichtet über Angelegenheiten, die ihre Erledigung leicht durch die zuständige Ortsverwaltung finden können. Meistens ist diesen Zuschriften ein Ausweis über die Mitgliedschaft nicht beigefügt, der unbedingt erforderlich ist, wenn auf eine Beantwortung gerechnet wird. Die Mitglieder sollen sich stets zunächst an die Ortsverwaltung wenden.

Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148

Der Verbandsvorstand

Allgemeine Kranken- und Sterbekasse
der Metallarbeiter und anderer gewerblicher Arbeiter (V. a. G.)
Hamburg, Rothenbaumchaussee 20

Einnahmen und Ausgaben der Hauptkasse im März 1931

Krankenkasse:	
Einnahmen	28 697,09 M
Abgaben	133 770,19
Mehrausgaben	105 073,10
Kassenbestand am 1. März 1931	2 065 900,05
Kassenbestand am 31. März 1931	1 960 826,95

Sterbekasse:	
Einnahmen	19 900,13 M
Abgaben	32 091,67
Mehrausgaben	12 191,54
Kassenbestand am 1. März 1931	1 634 455,05
Kassenbestand am 31. März 1931	1 622 263,51

Kollegen aller Berufe! Schützt euch und eure Familie im Krankheitsfall vor Hunger und Not und tretet in die Metallarbeiterkrankenkasse ein. Folgt nicht den Lockungen der Agenten der bürgerlichen Versicherungen, wo ihr nur zu zahlen aber nichts zu sagen habt. Bewahrt euch vor Schaden dadurch, daß ihr euch nur bei euren eigenen Unternehmungen versichert. Heute ist die Notwendigkeit der Zugehörigkeit zu einer guten Zuschußkasse dringender denn je; denn der bei den Pflichtkassen erfolgte Abbau kann nur durch die Leistungen der Zuschußkassen wieder ausgeglichen werden. Im Jahre 1880 von Arbeitern gegründet, besitzt die Kasse heute über 1000 Verwaltungsstellen, die sich über das ganze Deutsche Reich erstrecken. Der Beitritt kann bei den örtlichen Verwaltungsstellen jederzeit erfolgen, oder man wende sich an die Hauptverwaltung: „Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter und anderer gewerblicher Arbeiter (V. a. G.), Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 20.“

Hamburg, im April 1931

Der Vorstand

nutzen jetzt die Betriebsrätewahlen aus, um sich in den Vordergrund zu schieben.

Das Betriebsrätengesetz war der gesetzliche Niederschlag eines langwierigen Kampfes der organisierten Arbeiter um das Mitbestimmungsrecht im Betrieb. Von den Elementen, die sich jetzt mit eigenen Listen an den Betriebsrätewahlen beteiligen, haben nur wenige dazu beigetragen, daß ein Betriebsrätengesetz überhaupt entstehen konnte. Nunmehr treten sie auf den Plan, um die Stoßkraft der Arbeiterbewegung zu schwächen und es sinnfällig aller Welt kund zu tun, daß die Arbeiterschaft der Tummelplatz von Geschäftemachern geworden ist. Wenn, wie im oberschlesischen Bergbau, neue Listen bei den Betriebsrätewahlen eingereicht werden, so kann man sich einen Begriff machen, wie weit die Zersplitterung bereits gediehen ist.

Überblickt man das Resultat der Wahlen, so kommt man zu der Überzeugung, daß die freien Gewerkschaften sich gut gehalten haben. Hier und da ist es zu Stimmenverlusten gekommen. Dem stehen an anderen Stellen Fortschritte in den Stimmen und Mandaten gegenüber. Wenn man berücksichtigt, daß die freigewerkschaftlichen Betriebsräte die Zielscheibe der schmutzigsten Angriffe bildeten, so kann man sagen, daß die Gewerkschaften bei den Betriebsrätewahlen gut abgeschnitten haben. Sie sind und bleiben der ruhende Pol in der Erscheinung der Flucht.

Ein Jubilar in Pillkallen

Die Verwaltungsstelle des DMV in Pillkallen feierte am 11. April die 25jährige Mitgliedschaft des Kollegen Albert Schabanzovskje. Ihm ist die lange Verbandstreue besonders hoch anzurechnen, weil in seinem Orte es viel schwerer als in einer Großstadt war, die gewerkschaftliche Sache zu vertreten. Eine laute Äußerung, noch mehr eine Tat für die Gewerkschaft hatte die Maßregelung zur Folge. Der Jubilar trat am 11. März 1906 in Tilsit dem Verbands bei und wirkte nach seiner Übersiedelung nach Pillkallen unverdrossen weiter für den Verband, was er heute noch als etwas ganz selbstverständliches tut.

Franz Scheffel 25 Jahre Verbandsvorsitzender

Der Vorsitzende des Verbandes Deutscher Eisenbahner, Franz Scheffel, beging am 16. April sein 25jähriges Jubiläum als Verbandsvorsitzender. Am 16. April 1906 wurde er als Vorsitzender des Zentralverbandes der Maschinen- und Heizer gewählt. Die emsige Tätigkeit des Jubilars, seine Umsicht und sein Rechtsempfinden haben ihm Achtung verschafft. Bei seinem Antritt hatte der Verband der Maschinenisten 11 000 Mitglieder, im Jahre 1914 waren 26 000 Mitglieder vorhanden. Im Jahre 1906 wurde der Deutsche Eisenbahner-Verband gegründet. Scheffel wurde im Frühjahr 1919 als dessen Vorsitzender gewählt. Auch hier hat der Jubilar es verstanden, aus einem unfertigen Gebilde einen Machtfaktor ersten Ranges zu schaffen. Seit 1928 gehört er dem Reichsparlament an. Wir wünschen, daß der Kollege Scheffel noch recht lange im Dienste der Gewerkschaftsbewegung tätig sein möge.



Aus aller Welt



Französischer Brief / Der Kanonenkönig maßregelt

Paris, 8. April.

Bei dem französischen Kanonenkönig Schneider in Creusot ist es zu einem unerhörten Skandal gekommen der noch ein parlamentarischer Nachspiel haben wird. Die Direktion des Werkes hat über 200 Leute entlassen, meist Familienväter, nur weil sie bei der Gemeindefrauentragung nicht die (klerikalen) Kandidaten des Werkes, sondern sozialistisch gewählt haben. Herr Schneider gibt als Vorwand der Maßregelung natürlich etwas anderes, nämlich wirtschaftliche Notwendigkeiten an. In der französischen Waffenindustrie aber herrscht keine Arbeitslosigkeit, seit das neue Rüstungsprogramm von der rechtsstehenden Kammermehrheit angenommen wurde. Den Schneidern Werken ging es noch nie so gut wie heute. Der Krieg befreite sie von jeder lästigen Konkurrenz, seitdem Krupp nur in beschränktem Maße Waffen fabrizieren darf, und die tschechischen Skodawerke gingen an Schneider über.

Der Kanonenfabrikant Schneider hat heute in Europa eine absolute Monopolstellung inne. Er versorgt die Balkanländer, Polen, Südamerika, selbst Japan mit Waffen. Er hat nachweislich Bestellungen vorliegen, die sich über die kommenden ein bis zwei Jahre hinaus erstrecken. Es fehlt ihm an Arbeitskräften. Aus den französischen Kolonien, aus Polen, aus der Tschechoslowakei, selbst aus China holt er sie herbei. Die Creusot-Werke arbeiten mit Überstunden, bis vor kurzer Zeit sogar auch Sonntags. Der Vorwand der Wirtschaftskrise, und des Arbeitsmangels, mit dem die Entlassung der zweihundert sozialistischen Wähler zu rechtfertigen versucht wurde, beruht demnach auf völliger Unwahrheit. Die zweihundert Arbeiter wurden in Wirklichkeit aus politischen Gründen auf die Straße gesetzt, das steht fest. Es gibt keine offen sich bekennenden Sozialisten mehr unter der zwanzigttausend Mann starken Belegschaft, die sich in der Hauptsache aus Ausländern, aus Negern, Arabern, Chinesen, Polen und Russen, dann aus Gelben und verschüchternen burgundischen Landproletariern zusammensetzt. Es hat in den Schneiderschen Werken kaum Sozialisten und sozialistische Gewerkschaften gegeben, solange der Werksbesitzer Eugen Schneider als Abgeordneter unumschränkter Diktator über die französische Waffenindustrie war. Ein Blick auf die Geschichte der Metallarbeiterbewegung Le Creusots beweist es.

Im Jahre 1833 kaufte der Generalssohn Joseph Schneider ein dem Konkurs verfallenes Kohlenbergwerk und eine Kanonenfabrik in Creusot. Durch den Krieg von 1870/71 verdiente er Millionen. Bei seinem Tode, 1875, hinterließ er ein Vermögen von etwa dreihundert Millionen Mark. Paul Schneider, der bedeutungslose Sohn und Hilfe, trat das väterliche Erbe an. Schon 1877 kam es zu einem Wahlskandal. Der Chefingenieur des Werkes namens Mathieu, ein geborener Koblenzer und naturalisierter Franzose, war im Wahlkampf von einem linksrepublikaner geschlagen worden. In Creusot hatten es 350 Arbeiter gewagt, für den Kandidaten der Opposition zu stimmen. Ihnen wurde am Tage darauf fristlos gekündigt und sie samt ihren Familien innerhalb vierundzwanzig Stunden von Gendarmen aus den Werkswohnungen ausquartiert.

Seit diesem Vorfalle datiert die berühmte Werkspolizei, die bis heute besteht und damals unter der Leitung eines Belgiers gegründet wurde. Die Organisation führte und führt schwarze Listen, in die alles Wissenswerte über Vorleben, Leistung, Kirchenbesuch und politische Gesinnung der Arbeiterschaft eingetragen wird. Zu einem großen politischen Skandal kam es im Jahre 1881. Um zu vermeiden, daß bei der kommenden Kammerwahl abermals der Gegenkandidat als Sieger hervorging, verbot Paul Schneider kurzerhand seinen Arbeitern die Ausübung des Wahlrechts überhaupt. Wer das Verbot zu übertreten gedachte, wurde im voraus mit Entlassung und Verfehlung bedroht. Das Ergebnis war, daß von den 7000 Wahlberechtigten Creusots nur 1300 zur Urne gingen. Der Gegenkandidat wurde aber trotzdem gewählt! Ein gerichtliches Verfahren, das beantragt wurde, ließ der willfährige Präsekt nicht zu und der skandalöse Fall von Wahlbeeinflussung erstreckte in der Flut ähnlicher Affären, die damals im Kampfe gegen die Arbeiterschaft an der Tagesordnung waren.

In das Jahr 1883 fällt ein wichtiges Ereignis in der Geschichte der Metallarbeiter Creusots. Der heimliche Versuch, eine Gewerkschaft zu gründen, scheiterte. Ein Verwalter verkaufte die Liste der Mitglieder an die Werksleitung. Sämtliche Beteiligten wurden fristlos entlassen und auf die schwarze Liste gesetzt.

Den ersten Erfolg für die Arbeiterschaft der Creusot-Werke brachte das Jahr 1899. Der tägliche Lohn bei zehnstündiger Arbeitszeit belief sich damals auf 2,50 bis 2,80 M. Die Belegschaft ersuchte um eine Erhöhung von zwanzig Pfennigen den Tag für die Schwerstarbeiter und Familienväter. Nach dieser dramatisch verlaufenen Lohnbewegung machte sich in Creusot die Macht der Gewerkschaften bemerkbar. Heimlich hatte sie schon einige Jahre bestanden, nunmehr mußte sie Schneider dulden. Innerhalb weniger Tage schlossen sich 6000 Arbeiter (von 9000) der neugegründeten freien Metallarbeitergewerkschaft an. Bei den Gemeindefrauentragungen trugen die Reaktionäre von Le Creusot dennoch einen Sieg davon. Fälschung der Wahllisten, Eintragung von längst Verstorbenen, heimlicher Terror durch die Werkspolizei brachten das zuwege. Auch diesmal wurde eine gerichtliche Untersuchung des Wahlkandals unterdrückt. Dem Anwachsen der freien Gewerkschaftsbewegung suchte Eugen Schneider dadurch einen Riegel vorzuschieben, daß er gelbe Gewerkschaften gründete. Daraus entspringenden Konflikte führten (im Juli 1900) zu einem Streik, den Schneider zu Ausgießung der freien Gewerkschaftlichen Arbeiterschaft auszunutzen

verstand. Wieder rückte reichlich Militär und Gendarmerie heran. Es kam zu unerhörten Gewalttaten. Zahlreiche Gewerkschafter wurden ins Gefängnis geführt und später zu Strafen von zwei bis acht Monaten Gefängnis verurteilt. 1500 Arbeiter wurden fristlos entlassen, weitere 800 gingen freiwillig. Alle 2300 verließen Creusot für immer und fielen größtenteils der Landstreicherei zum Opfer, da sie auf den schwarzen Listen standen und nirgends Arbeit finden konnten. Familienväter, Kinder, Waisen, alte Witwen, schwangere Frauen und arbeitsfähige Greise, niemand wurde geschont. Die Gendarmen trieben sie mit Kolbenhieben aus den Werkswohnungen auf die Landstraße. Schneider merzte die verhassten freien Gewerkschafter fast völlig aus. Von diesem Schlage hat sich die Gewerkschaftsbewegung Creusots bis zum heutigen Tage nicht erholt.

Während des Krieges (1915) kam es in Creusot noch einmal zu einem großzügigen Versuch, die Rechte der Arbeiterschaft geltend zu machen. Die werkfromme, furchtsame Belegschaft war größtenteils zum Militär eingezogen worden. 13 000 Arbeiter, darunter 8000 Neger, Nordafrikaner und Indochinesen, waren neu eingestellt

Vom Norwegischen Eisen- und Metallarbeiter-Verband

Am 28. Februar beging der Norwegische Eisen- und Metallarbeiter-Verband sein 40jähriges Bestehen auf festliche Weise. Vor 40 Jahren schlossen sich im damaligen Kristiania die Fachvereine der Formler, der Mechaniker, der Kesselschmiede, der Nagelschmiede, der Rohrleger und der Schlosser zu einem Verbande zusammen, der sich über das ganze Land erstrecken sollte. Die Nagelschmiede und die Rohrleger sprangen indessen nach einiger Zeit wieder ab. Es war schwer, mit den damals zur Verfügung stehenden unzulänglichen Mitteln Verbindung mit den Kollegen im Lande zu bekommen, schwerer als in anderen Ländern, zumal da Norwegen ein lang gestrecktes, jedoch nur dünn bevölkertes Land ist. Nach sieben Jahren hatte der Verband es auf acht örtliche Abteilungen mit 417 Mitgliedern gebracht. Damals, im Jahre 1898, wählte der Verbandstag auch bei den deutschen Kollegen bekannt gewordenen Kollegen Marius Ormestad zum Vorsitzenden. Seiner Tatkraft und Beharrlichkeit gelang es, den Verband so auszubauen und zu kräftigen, daß er zu einer Organisation wurde, die die Unternehmer als Vertreterin der Metallarbeiter anerkennen mußte. Als Ormestad 1909 von seinem Amte zurücktrat, war der Verband so gefestigt, daß sein weiterer Fortschritt durch den Rücktritt seines Vorsitzenden nicht gehemmt wurde. Die Kriegsjahre brachten der norwegischen Metallindustrie einen gewaltigen Aufschwung und der Verband wuchs mit. Im Jahre 1922 hatte er 21 000 Mitglieder.

Um diese Zeit machten sich die bekannten Einflüsse aus Moskau bemerkbar. Sie fanden bei einem Teile der Mitgliedschaft um so leichter Anklänge, weil für die vielen Arbeiter, die während des Krieges in der Metallindustrie Arbeit gefunden hatten, nun nicht mehr genügend Beschäftigung vorhanden war. Ein großer Teil der während des Krieges entstandenen Betriebe wurde aufgelöst. Die Krise und die inneren Kämpfe waren sehr zum Schaden für die Organisation. Rechnet man hinzu, daß die weite Ausdehnung des Landes dem Vorstand die ständige Verbindung mit den Mitgliedern erschwerte, so braucht man sich nicht zu wundern, daß die Mitgliederzahl zurückging.

Man schlug nunmehr einen andern Weg ein. Nachdem der norwegische Gewerkschaftsbund sich für die Schaffung von Industrieverbänden ausgesprochen hatte, beschloß der Verbandstag des Eisen- und Metallarbeiter-Verbandes in demselben

worden. Es herrschte Belagerungszustand im Lande. Mit ein paar Gewehrsalven fand der beginnende Streik seinen vorschnellen Abschluß.

In der Nachkriegszeit haben die freien Gewerkschaften Creusots beträchtlich an Boden gewonnen, aber längst nicht in dem Maße, wie es in großstädtischen Betrieben der französischen Metallindustrie der Fall ist. Der Charakter des burgundischen Arbeiters und des Kolonialproletariers, ihr schwach entwickeltes Klassenbewußtsein und andere Umstände bringen für sie ein vermindertes Verständnis für soziale Kämpfe mit sich und liefern sie widerstandslos der Willkür des Ausbeuters aus. Von den 20 000 Personen der gegenwärtigen Belegschaft Creusots ist nur ein geringer Teil, und dann auch nur heimlich, freigewerkschaftlich organisiert. Die meisten hält die Furcht zurück. Eugen Schneider herrscht immer noch mit gewissen Einschränkungen (Achtstundentag, Arbeiterschutz, Krankenkassen) als unumschränkter Gebieter über seine Arbeiter.

„Der Name des Aushungerers muß“, schrieb kürzlich Paul Faure, der Generalsekretär der sozialistischen Partei Frankreichs, im Pariser Populaire, „von einer Ecke des Landes zur anderen verflucht und angeprangert werden. Jedesmal, wenn der Name Schneider ausgesprochen wird, muß aus aller Herz und Mund ein einziger Schrei des Abscheus erklingen!“ M. V.

Auch Dänemark in die Krise hineingerissen

Das einzige Land Europas, das bis Ende 1930 die Folgen der allgemeinen Krise der Weltwirtschaft nicht spürte, ja sogar Zeichen eines Aufstiegs aufwies, war Dänemark. Die günstige Lage Dänemarks ergab sich daraus, daß dieses Land landwirtschaftliche Veredelungsprodukte (Butter, Eier, Speck usw.) in großem Umfang ausführt, während die dänische Landwirtschaft die zur Herstellung dieser Produkte benötigten Futtermittel nicht selbst erzeugt, sondern sie einführt. Da infolge der allgemeinen Krise der Getreidewirtschaft die Futtermittelpreise auf dem Weltmarkt einen gewaltigen Preissturz erlitten, so konnte die dänische Landwirtschaft ihren Futtermittelbedarf zu außerordentlich niedrigen Preisen decken, während die Preise der Veredelungsprodukte bei weitem nicht in dem Maße wie die Futtermittelpreise sanken. Aus dieser Spanne entstanden erhebliche Gewinne für die dänische Landwirtschaft, die die Kaufkraft der landwirtschaftlichen Bevölkerung erhöhten; dadurch hob sich auch der Absatz von Industrieprodukten. Nun ist es aber mit dieser Herrlichkeit vorbei.

Die Weltmarktpreise für die von Dänemark ausgeführten landwirtschaftlichen Produkte gingen in letzter Zeit infolge von Überproduktion und Schrumpfung der Massenkaufkraft in der Welt stark zurück, und so sanken auch die Ausfuhrerlöse der dänischen Landwirtschaft in großem Umfang, zumal ein weiteres Absinken der Futtermittelpreise nicht erfolgte. Diese Lage wirkt auch auf die dänische Industrie nachteilig zurück, so daß sie bereits eine hohe Arbeitslosenzahl aufweist. Ende Februar gab es in der dänischen Industrie 71 000 Arbeitslose, was allerdings zum Teil saisonmäßig bedingt war. Die günstige Wirtschaftsentwicklung im Jahre 1930 drückt sich in den hohen Dividenden der Industrieunternehmungen aus. Bei den ersten Zeichen einer Konjunkturverschlechterung wollen die dänischen Unternehmungen zu Lohnsenkungen schreiten und sind im Begriff, eine Aussperrung in großem Umfang vorzunehmen.

Sieben Millionen Arbeitslose in Amerika

In den Vereinigten Staaten sind keinerlei Einrichtungen vorhanden, die Zahl der Arbeitslosen regelmäßig festzustellen. Dieser Mangel ist in dieser Zeit der Krise immer und immer wieder ranzig gerügt worden. Die amtlichen Stellen, die auf die „prosperity“ eingeschworen sind, suchten den Umfang der Arbeitslosigkeit möglichst niedrig anzugeben, die Statistik des Gewerkschaftsbundes bezog sich nur auf die organisierten Leute, während in einem Teil der Presse das große Übel offensichtlich übertrieben wurde. Um allen diesen Mängellichkeiten zu begegnen hat das Census Bureau eine Erhebung über den Umfang der Arbeitslosigkeit im letzten Januar vorgenommen.

Die neuesten amerikanischen Zeitungen, die von den Tagen um den letzten Monatswechsel datieren, enthalten nun die Ergebnisse dieser amtlichen Erhebung.

Zunächst sei kurz die Art dieser Erhebung angedeutet. Das Census Bureau hat neunzehn Städte für die Zählung der Arbeitslosen ausgewählt. Die in diesen Städten gewonnenen Zahlen hat es dann in ein Verhältnis mit der Arbeitslosenzahl gebracht, die die amtliche Zählung vom April 1930 ergab, die sich auf das ganze Land erstreckte. Es läßt sich natürlich manches gegen diese Art von Zählung einwenden, allein ihr Ergebnis kann nicht weit von der Wirklichkeit entfernt sein, außerdem ist eine bessere Zahlungsmöglichkeit zur Zeit in den Vereinigten Staaten nicht vorhanden.

Diese Zählung ergibt für das ganze Land ein Arbeitslosenheer von 6 050 000 Köpfen in der Klasse A und in der Klasse B 1 100 000, also zusammen 7 150 000. In die Klasse A fallen die „Personen, die keine Stelle haben, fähig zum Arbeiten sind und einen Platz suchen“. In die Klasse B fallen die „Personen, die eine Stelle haben, aber ohne Lohnzahlung entlassen sind“. Während man die Personen der Klasse A als die Vollarbeitslosen bezeichnen muß, kann man die der Klasse B als die teilweise Arbeitslosen und Kurzarbeiter bezeichnen.

Aus dieser amtlichen Erhebung geht hervor, daß die Arbeitslosen seit der Zählung (April 1930) zwei und ein halbes Mal zugenommen haben. Diese Tatsache zeigt, wie unzutreffend die ständigen Behauptungen amtlicher und sonstiger Stellen waren, die Arbeitslosigkeit sei in den Vereinigten Staaten in der Abnahme begriffen, oder die „prosperity“ sei auf dem Wege der Rückkehr. Eine Behauptung, die insonderheit der Präsident Hoover oft aufgestellt hat.

Hilfe durch Verschrottung

In allen Industrieländern blickt man nach Besserungerscheinungen in der Wirtschaft aus. Nachdem die Lagerbestände fast überall zurückgegangen sind, glaubt man, daß von hier aus eine Belebung der Produktion ausgehen werde. Eine Beschäftigung der Produktion ersieht man aber auch darin, den Produktionsapparat an sich einer Revision und einer Erneuerung zu unterziehen. Für die amerikanische metallverarbeitende Industrie wurde vor kurzem festgestellt, daß 48 vH der benutzten Maschinen 10 Jahre oder länger in Betrieb sind und daß sich der Satz der allmählich unbrauchbar werdenden Einrichtungen nicht zuletzt infolge der technischen Fortschritte in den letzten Jahren erheblich gesteigert hat. Von der amerikanischen Lokomotivindustrie sagt die National City Bank in einem ihrer letzten Monatsberichte, daß große Ersparnisse durch Verschrottung der Hälfte sämtlicher in den Vereinigten Staaten in Betrieb befindlichen Lokomotiven erzielt werden könnten und damit gleichzeitig diesem Industriezweig zu helfen wäre.

SCHRIFTENSCHAU

Festigkeitslehre von Dipl.-Ing. K. Pretzsch. Selbstunterrichtswerk nach dem Lehrsystem Karnack-Hachfeld. 9 Briefe je 1 M. Verlag Bones & Hachfeld, Potsdam, Am Neustädter Turm. Der Zweck dieser Schriften ist, die Festigkeitslehre als Grundlage aller technischen Vorgänge in verständlicher Weise zu erklären. Zur Erörterung kommen alle modernen Prüfverfahren mit zahlreichen Beispielen und Übungsaufgaben. Erfolgreiche Lebensführung von Dr. Fritz Geradewohl, Verlag Zentralverband der Angestellten (O. Urban), Berlin SO 36, Oranienstraße 40/41. Preis 2,40 M. Der Verfasser ist Lektor an der Universität München und nimmt in dieser Schrift Stellung zur Selbsterziehung des tätigen Menschen und behandelt die wichtige Kunst der Menschenbehandlung.

Ferienkultur. Reisen für Arbeiter, Angestellte, Beamte. Erholungsaufenthalte. Diese Ferienreisen werden vom Ortsausschuß Leipzig (Kulturabteilung) des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes veranstaltet. Das Reiseprogramm für 1931 sieht 15 Reisen vor. Ferner wird im Schweizer Ferienheim Tesseret und im Ferienheim der Leipziger Gewerkschaften Neumühle in Thüringen zu mäßigen Preisen Ferientaufenthalte vermittelt. Alle näheren Angaben sind in dem Reiseprospekt enthalten, der gegen Einsendung von 40 Pf. portofrei durch die Verlagsgesellschaft des ADGB, Berlin S 14, Inselstraße 6, zu beziehen ist. Arterien-Verkalkung, ihre sichere und unschädliche Bekämpfung. Von Dr. med. Ludwig Sternheim. Preis 2 M. Verlag Bruno Wilkens, Hannover. Die Arterien-Verkalkung ist eine gefährliche Erkrankung der Männer. Der Verfasser er-

läutert die Ursache und die Beschwerden, deutet dann die Krankheitszeichen und nennt Mittel zur Vorbeugung und Heilung. Auf die Selbstbehandlung ist weitgehendst Rücksicht genommen. Der Kapitalismus am Scheidewege. Heinz Dietrich, ein führender Mann der Wirtschaft, untersucht das Problem der Arbeitslosigkeit. Er weist mit nüchternen Zahlen nach, daß Gehalts- und Lohnabbau zwecklos sind und nicht aus der Krise führen. Ferner ist er der Meinung, daß eine Kürzung der Arbeitszeit ohne Lohneinbuße vom wirtschaftlichen Standpunkt möglichst und notwendig ist. Hinter diesem Pseudonym soll sich ein Großindustrieller verbergen, der seine Bedenken äußerlich damit der Kapitalismus gewahrt ist und sich nicht selbst zu grunde richtet. Verlagsbuchhandlung Hans Oldenburg, Lübeck, Handelshof. Preis 1,50 M.

Zigarettenrauchen billiger geworden!

Früher zahlten Sie für 10 Zigaretten 50 Pfg. - jetzt brauchen Sie für 9 Stück nur 40 Pfg. zu zahlen - verlangen Sie aber ausdrücklich Greiling SchwarzWeiss! Mögen Sie noch so streng prüfen - Sie werden übereinstimmend mit Millionen deutscher Raucher sagen: Der Preis-Unterschied ist bei dieser Zigarette im Geschmack nicht festzustellen!



SchwarzWeiss erhalten Sie stets frisch, denn diese Zigarette gewinnt täglich Scharen neuer Anhänger, die ebenso wenig wie Sie gewillt sind, sich ihren Genuss schmälern zu lassen. Machen Sie einen Versuch - er kostet ja nur 40 Pfg. - und dafür finden Sie Ihre zukünftige Zigaretten-Marke, Sie werden gut rauchen und vor allem - sparen!

Radikaler Preisabbau!
Anzeige für verschiedene Haushaltsgegenstände wie Lampen, Uhren, etc. mit dem Hinweis auf einen Preisabbau.

Betten
Anzeige für verschiedene Bettmodelle mit Preisangaben.

Beachtet und lest aufmerksam die
Betriebsräte-Zeitschrift
Das wertvollste Bildungsorgan für Verbandsfunktionäre

Kauft eure blauen Arbeitsanzüge direkt von der Fabrik
Anzeige für Arbeitsanzüge mit Preisangaben.

Lest die **„ENERGIE“** Handel mit Fahrradteilen, so fort
Anzeige für die Zeitschrift 'Energie' und Fahrradteile.

Knoblauchsaff
Anzeige für Knoblauchsaff mit Beschreibung der Wirkung.

Kropf
Anzeige für Kropf mit Beschreibung der Krankheit.

Josef Witt, Weiden 84 Oberpfalz.
gibt wie folgt ab:
1. Weißes Hemdentuch - 28
2. Vorhangstoff - 19
3. Hemdentafel - 23
4. Hemdentafel - 39
5. Stuhltuch - 1.15
6. Handtücher - 1.25
7. Strickwolle - 1.95
Abgabe von jedem Artikel bis 100 Meter bzw. 10 Pfund. - Versand von Mk. 15.- an; ab Mk. 20.- portofrei.